

N e s t b a u

Erinnerungen aus dem Jahr 1954

Des Gesamtberichts "Von Deutschland nach Deutschland"

erster Teil

von

Ernst Fleischhack

Detmold, Weihnachten 1967

Inhalt

Vorbemerkung	IV
I. Auf Wohnungssuche	1
II. Der Kampf fürs Leben	5
III. Hochalpenreise	7
IV. Elend	10
V. Transportfahrt mit Hindernissen	12
VI. Ankommen	15
VII. "Vermählung"	19
VIII. Gefeilsche und kulturelle Anteilnahme	25
IX. Ein weinachtliches Kuldeokop	32
X. Fröhlich in Hoffnung	37
Abschiedsrede	43

Für Elfriede

Inhalt

Vorbemerkung	IV
I. Auf Wohnungssuche	1
II. Der Bund fürs Leben	5
III. Hochzeitsreise	7
IV. Einzug	10
V. Transportfahrt mit Hindernissen	12
VI. Außenstände	16
VII. 'Viehzählung'	19
VIII. Geistige und kulturelle Anteilnahme	25
IX. Ein vorweihnachtliches Kaleidoskop	32
X. Fröhlich in Hoffnung	37
Abbildungen	40

Dieses Buch ist als Hilfe zum Nachdenken und Verstehen der Schilderungen vorangeschickt.

Hamburg, im Sommer 1967

Ernst Fleischhack

Vorbemerkung

Das tönende Wort von der "inneren Notwendigkeit" möchte ich hier nicht in den Mund nehmen, muß aber gestehen, daß mich schon längere Zeit hindurch der Gedanke verfolgt hat: Schreib doch mal nieder, was du während der Jahre 1954-56 erlebt hattest - nicht für einen breiten Personenkreis, wohl aber für deine Familie und gegebenenfalls für den einen oder anderen deiner jüngeren Bekannten! Schließlich dürfte es kaum von Schaden sein, wenn die Nachwachsenden über die allgemeinen historisch-politischen Fakten hinaus erfahren, wie es einzelnen Menschen seinerzeit ergangen ist, was sie bewegt, geschmerzt, erfüllt und geleitet hat.

Nachfolgende Blätter sollen den ersten Teil eines auf drei Teile geplanten Gesamtberichts bilden, der den Titel "Von Deutschland nach Deutschland" tragen soll. Ob sich freilich das gesamte Vorhaben in gewünschter Ausführlichkeit und Lebendigkeit ausführen lassen wird, erscheint mir zur Stunde noch höchst fraglich. Als ich vor drei bis vier Jahren daran ging, meine Erlebnisse als Luftwaffenhelfer und Arbeitsmann zu Papier zu bringen, konnte ich mich auf umfangreiche Skizzierungen stützen, die ich einige Monate nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, wo die Eindrücke noch in ganz frischer Erinnerung standen, angefertigt hatte. Der hier zu schildernde Zeitabschnitt liegt indes gut 13 Jahre zurück und muß jeglicher Vorarbeit der eben gekennzeichneten Art entraten. Weil zudem das Gedächtnis eines auf mittlerer Altersstufe Stehenden nicht mehr über die gleiche Speicherkapazität eines Jugendlichen verfügt, dürfte es begreiflich sein, daß ihm viele kleinere Begebenheiten und Nebenzüge, die den Dingen mitunter vielleicht gerade sehr bezeichnende Schlaglichter hätten aufsetzen können, entglitten sind. Wohl vermögen meine damaligen, in Stichworten geführten Tagebucheinträgen, meine an die Eltern gerichteten Briefe sowie einige andere, in den Westen gerettete dokumentarische Unterlagen diesen Aufzeichnungen so etwas wie ein Skelett zu geben, an Fleisch und Blut jedoch nicht allzu viel beizubringen. Da außerdem nichts auf Kosten der Wahrheit und um literarischer Gefälligkeit willen nachträglich zurechtfrisiert werden soll, sehe ich mich heute auch nur hin und wieder noch in der Lage, Bruchstücke der damals geführten Gespräche in wörtlicher Rede einzuflechten.

Dies sei als Bitte um Nachsicht und Verständnis den Schilderungen vorausgeschickt.

Detmold, im Sommer 1967

Ernst Fleischhack

I. Auf Wohnungssuche

Ein angehender Ehemann hat so seine Freuden, aber auch seine Sorgen. Um bei diesen zu beginnen: Als Elfriede und ich unter Zustimmung beider Eltern beschlossen hatten, Anfang September des Jahres 1954 - genau am Sonnabend, den vierten, - in den hl. Ehestand zu treten, erschien uns eine gemeinsame Behausung in Weimar, wo ich als junger Bibliothekar in Diensten der Thüringischen Landesbibliothek stand, wenn schon nicht als unerlässlich, so doch nahe-
liegenderweise als höchst erstrebenswert. Um eine solche zu erwerben, mußte ich mich allerdings tunlichst mühen und strecken; denn in dem sowjetisch beherrschten "DDR"-Staat entstanden damals allenfalls an wichtigen Zentren in Industrie- und Großstädten neue Wohnungen, die einzig privilegierten Schichten offenstanden. Auch boten sich bei der Suche nach Altbauwohnungen bzw. -zimmern keine privaten Vermittler gegen Provisionsgebühr an. Wenn man etwas erreichen wollte, blieb man ausschließlich auf die kommunalen Wohnungsämter angewiesen. Und wie man dort anzukommen pflegt, konnte ich im Frühsommer bei meinem ersten und nicht gerade forsch geführten Vorstoß zu der von Antragstellern überlaufenen Behörde eindrucksvoll erfahren. Noch hatte ich kaum den Mund aufgeklappt, als mir der Bedienstete auch schon barsch darüberfuhr:

Was wollen Sie jetzt überhaupt bei uns? Erst, wenn Ihre künftige Frau ein Beschäftigungsverhältnis im Stadtgebiet Weimars nachweisen kann, darf sie einen Antrag auf Zuzugsgenehmigung einreichen. Und erst nach erfolgter Eheschließung können wir den Eintrag in die Liste der Wohnungssuchenden vornehmen, was keinesfalls besagt, daß wir Ihnen dann sogleich eine Wohnung anbieten. Dazu warten viel zu viele.

Das waren also keine sonderlich rosigen Aussichten auf ein baldiges trautes Heim. Doch vor der Zeit zu resignieren, stand weder nach Elfriedes noch nach meinem Sinn. Schritt für Schritt wollten wir unverdrossen das Nötige tun. So galt es zunächst einmal, für Elfriede eine geeignete Anstellung in Weimar ausfindig zu machen. In den städtischen Tageszeitungen verfolgte ich die Suchanzeigen nach Buchhalterinnen und schickte sie Elfriede umgehend zu. Die Ausbeute war mager. Doch schließlich erbrachte eine Bewerbung beim DER-Reisebüro am Goetheplatz wenn auch nur einen inhaltenden Zwischenbescheid, so doch keine Absage. Als Elfriede einige Zeit darauf vom Geschäftsführer aufgefordert wurde, sich am 13.8. zur Vorstellung einzufinden, ließ sich das als ermutigendes Zeichen verstehen. In der Tat gelang es ihr, mit dem Leiter des Reisebüros rasch Einvernehmen zu erzielen, mochte seinen Rockaufschlag auch ein glotziges SED-Bonbon zieren. Elfriede galt als engagiert zum 1.10. Freudestrahlend berichtete sie mir das Ergebnis in meiner Arbeitsstätte. Wir hielten es für geraten, doch noch mal gemeinsam dem zuständigen Sachbearbeiter des Wohnungsamtes auf den Pelz zu rücken. Quer über den Platz der Demokratie (dem vormaligen Fürstenplatz) gingen wir in das sog. Rote Schloß, den Sitz der gefürchteten Instanz. Mit der Weisung, ich solle in einer Woche erneut vorsprechen, kehrten wir zurück. Mehr war leider nicht zu erreichen gewesen. Dennoch stieg Elfriede - mit der gesicherten Anstellung in der Tasche - am frühen Nachmittag recht zuversichtlich in den Zug, der sie nach Leipzig zurückbringen sollte,

Meine Junggesellenklausur hatte ich in der Belvederer Allee 48 bei einem Architektenehepaar namens Undeutsch. Der schon hochbetagte, von Arteriosklerose gezeichnete Herr des Hauses mit würdevollem weißen Vollbart war einst Assistent des berühmten belgischen Kunstgewerblers Henry van de Velde gewesen, der bis zum 1. Weltkrieg in Weimar gelebt und gewirkt hatte. Von ihm mußte er auch die besondere Note des Jugendstils übernommen und seinem Wohnhaus aufgeprägt haben. Es war ein höchst sonderbar geschachteltes Gebilde, was

nach außen hin die teils verputzten, teils geklinkerten und teils aus Bruchsteinen gefügten Wandabschnitte sowie der turmartig gerundete Anbau für den Treppenaufgang andeuteten. Im Inneren ging jedes einzelne Möbelstück, jede Vase und jede Zierleiste, wie Herr Undeutsch immer wieder mit stolzem Aufreken versicherte, auf eigenen Entwurf zurück. Ja, selbst seine Krawattennadel hatte ihre Gestalt eigenem Aufriß zu verdanken. In dieser höchst aparten, keineswegs unzumutbaren, aber dem derzeitigen Stilempfinden nur noch bedingt entsprechenden Wohnkultur lebte das alte Ehepaar ganz für sich. Lediglich zwei Einzelzimmer hatte es an alleinstehende Herren, in der Regel Architekturstudenten, abvermietet und damit vor dem Wohnungsamt immer bestehen können, obgleich für gewöhnlich Besitzer entsprechend stattlicher Eigenheime längst nicht so glimpflich davonkamen. Das mochte zum einen wohl an der durch die Vielzahl von Einbauschränken unübersichtlichen Flächenaufteilung und zum anderen an dem Umstand gelegen haben, daß zwei durch Schiebewände getrennte Räume auf der Grundrißskizze jeweils nur als ein Raum in Erscheinung traten. Jedenfalls weiß ich mich noch deutlich zu erinnern, wie jener Sachbearbeiter auf dem Wohnungsamt, der mich 2 1/2 Jahre zuvor nach Belvederer Allee 48 eingewiesen hatte, runzelnden Blickes die Grundrißskizze beiseiteschob und resigniert stöhnte:

"In diesem verzwickten Bau kann sich ja kein Schwein zurechtfinden."

Ich hatte mit den alten Eheleuten, von denen er, wie mir deuchte, eine geläuterte, bedachtsame Gesinnung vertrat, während sie - eine gebürtige Münsteranerin streng katholischer Bindung - in einem etwas mißlaunischen Verhältnis zur Umwelt stand, sich von vielerlei Krankheiten geplagt wähnte, aber allen geistigen, namentlich religiösen Dingen ihr lebhaftes Interesse zuwandte, bis dahin ein durchaus erträgliches Auskommen, ja ich durfte mich sogar ausdrücklich ihrer Gunst erfreuen. Das änderte sich jedoch beinahe schlagartig, als sie erfuhren, daß ich mich in Bälde zu verheiraten gedächte und zur Zeit nach einem gemeinsamen Unterkommen für mich und meine künftige Frau Ausschau hielt. Offensichtlich befürchteten sie, Elfriede könnte - da sie über hinlänglich Wohnraum verfügten - vom Wohnungsamt in ihr Haus mit eingewiesen werden. Doch ein junges Ehepaar aufnehmen zu müssen - da sei der Himmel vor, so oder ähnlich mochte es sie durchschauert haben. Denn als ich unbefangen versicherte, ich wolle bei ihnen so lange noch wohnen bleiben, bis ich eine zulängliche Unterkunft für zwei Personen ausfindig gemacht habe, schienen sie davon alles andere als erbaut zu sein und knuckerten etwas vom Semesterbeginn am 1. September und dem Eintreffen neuer Architekturstudenten. Wenige Tage später kündigten sie mir in unverhohlenem Ärger darüber, daß ich auf ihre Andeutung hin nicht von mir aus das Untermietverhältnis zum 1. September hatte lösen wollen, hoch offiziell das Zimmer. So sehr mich die Art und Weise kränkte, wie ich plötzlich unverdientermaßen an die Luft gesetzt werden sollte, nachdem man vorher immer nur eine freundliche Seite zur Schau gestellt hatte, so hoffte ich in anderer Hinsicht doch, durch die Kündigung einen verstärkten Druck auf das Wohnungsamt ausüben zu können.

Als ich am 20. August - ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben meiner Dienststelle - erneut bei dieser Behörde vorsprach, behandelte mich Herr Lampe, der Sachbearbeiter, zwar entschieden freundlicher als bisher und verabschiedete mich sogar mit einem "Auf Wiedersehen, Herr Fleischhack", doch blieb noch nicht erkennbar, ob die Angelegenheit als solche damit vorangerückt war. Einzig die Zusicherung erhielt ich, daß das Wohnungsamt gegen Elfriedes Zuzug mit Antritt ihrer beruflichen Tätigkeit in Weimar keine Einwände zu erheben gedächte. Sie bekäme dann ein Zimmer zugewiesen. Ich selbst brauchte die Kündigung meiner Wirtsleute nicht zu beachten, es sei denn, ich hätte mich eines Vergehens im Sinne des Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Wohnungen könne das Wohnungsamt im übrigen nur auf Antrag über den FDGB - in meinem Falle also die Gewerkschaft Wissenschaft - vergeben. Der Begriff "Wohnung" sei dabei sehr eng auszulegen, müsse man doch bereits zwei zusammenhängende möblierte Zimmer zu einer solchen erklären. Ein einzelnes Leerzimmer könne zwar nicht als Wohnung gelten, doch gäbe es davon in Weimar nur ganz wenige,

und die blieben in der Regel den Mitgliedern des Deutschen Nationaltheaters vorbehalten. Er wolle trotzdem versuchen, mir ein Leerzimmer zuzuweisen. Ich solle am 1. September wieder nachfragen.

Den Bescheid, einen Antrag auf Wohnraumzuteilung über den FDGB zu stellen, hätte man mir wahrlich schon bei meiner ersten Vorstellung geben können. Mein nächster Weg führte mich denn zum Wohnungsausschuß der IG Wissenschaft, wo ich erfuhr, daß mich der im Ausschuß mit vertretene Kollege meines Betriebes aufmerksamerweise bereits vor Monatsfrist auf die Anwartschaftsliste gesetzt hatte. Indessen rangierten noch so sechs oder sieben Angehörige dieses Gewerkschaftsverbandes vor mir, und bis jetzt war noch kein einziger Antrag vom Wohnungsamt positiv erledigt worden. Heitere Aussichten!

Undeutschs, insbesondere die Madame, zeigten sich alles andere als erfreut darüber, daß ich meine Zimmerangelegenheit dem Wohnungsamt vorgetragen und daß dieses entschieden hatte, ich solle vorerst bei ihnen wohnen bleiben. "So sind Sie nunmehr ja unser Zwangsmieter", grollte sie voller Entrüstung. Da meine so grantig gewordenen Wirtsleute das Zimmer unterdessen schon einem Bauhochschüler versprochen hatten, versuchten sie anderentags, mich über das Studentenwerk der Hochschule für Architektur herauszuklagen. Diese Instanz mußte sich dann wohl auch mit dem Wohnungsamt in Verbindung gesetzt, doch von diesem erfahren haben, daß ich das Zimmer zurecht bewohne und ohne Eigenverschulden nicht hinausgeworfen werden dürfe. In den nächsten Tagen schwiegen Undeutschs jedenfalls, aber es war ein frostiges, böses Schweigen.

Die ganze Wohnungsgeschichte sollte indessen noch dramatischere Formen annehmen. Am Sonnabend, 28. August, traf in der Bibliothek ein Brief aus Frankfurt am Main ein. Als Absender firmierte unsere Arbeitskollegin Jutta Müller. Wie ein Lauffeuer eilte sogleich die Kunde durch das ganze Haus: Fräulein Müller hat in der Bundesrepublik ein neues Arbeitsverhältnis aufgenommen und nicht die Absicht, nach Weimar zurückzukehren. "Republikflucht" also. "Fleischhack", riefen die über den unvermittelten Abschied bestürzten, über die gelungene Absetzbewegung innerlich jedoch frohlockenden Kolleginnen und Kollegen, "Fleischhack, das ist Ihre Chance! Stürzen Sie umgehend zum Wohnungsamt und sichern Sie sich Müllerchens Wohnung!" Fräulein Müller hatte ihre Eltern verloren, deren Wohnung aber noch behalten. Trotz Abvermietung waren ihr eine Stube und Küche verblieben. Uns wäre das natürlich sehr zupasse gekommen. Bei nicht geringer Skepsis entschloß ich mich drum, dem gutgemeinten Drängen nachzugeben und noch einmal zum Wohnungsamt vorzuprellen. Herr Lampe empfing mich diesmal aber gar nicht sehr gnädig. Mit dem knappen, allerdings verständlichen Hinweis, daß der Sachverhalt erst noch genau geprüft werden müsse und ich ja sowieso für kommenden Mittwoch vorgeladen sei, wies er mir rasch wieder die Tür. Am selbigen Nachmittag fuhr ich dann noch einmal als lediger Sohn in mein Elternhaus nach Waldenburg.

Zweifelnd und bangend begab ich mich am Mittwoch morgen - man schrieb den 1. September - erneut zum Weimarer Wohnungsamt. Völlig perplex war ich, als mir Herr Lampe kurzerhand eröffnete, die Müllersche Wohnung könne ich zwar nicht übernehmen, wohl aber 1 1/2 Leerzimmer in Oberweimar, Bodelschwinghstr. 87. In riesigen Sätzen spurtete ich sogleich durch den Goethepark zu der oberhalb des Horns gelegenen Gagfa-Siedlung. Die 87 war eines der größeren Häuser mit Obergeschoß. Ein kurzgeschorener, sonnengebräunter Mann mittlerer Statur und mittleren Alters öffnete mir die Tür, zeigte mir den im 1. Stock befindlichen Raum nebst Kammer und meinte dann: "Ich habe auch noch etwas mit dem Wohnungsamt zu verhackstücken und kann Sie gleich begleiten. Vielleicht treffen wir unterwegs auch noch die Hauswirtin", wobei er nach einer verlängerten Kunstpause hinzufügte: "meine Schwiegermutter nämlich". So brachen wir gemeinsam auf. Als wir gerade das Naturbrückchen über die Ilm passierten, steuerte mein sehr agiler Begleiter auf eine ältere Frau spontan zu, deutete auf mich und erläuterte: "Hier, Frau Schrödern, das ist Herr Fleischhack,

unser neuer Mitmieter." Ich war etwas peinlich berührt von dieser unvermittelten Vorstellung und beeilte mich, der sich überrumpelt vorkommenden Frau die Zusammenhänge zu erläutern. Wir vereinbarten dann, daß ich abends nach Dienstschluß bei ihr vorbeikomme, um die nötigen Dinge zu besprechen und den Mietvertrag zu unterzeichnen. Auf dem Wohnungsamt im Roten Schloß brauchte ich anschließend nur noch mitzuteilen, daß ich die 1 1/2 Zimmer übernehmen wolle, und erhielt die schriftliche Zuweisung.

Abends führte mich mein erster Weg zur Bodelschwinghstraße. Ich war entzückt über die hübsche Wohngegend mit den verhältnismäßig neuen Siedlungshäusern. Sie waren in den dreißiger Jahren entstanden und alle von Gärten mit Obstbäumen umgeben. Erst durch eine Gartenpforte gelangte man zur eigentlichen Haustür. Im gesamten Viertel gab es so gut wie keinen Autoverkehr. Ein kleines Stück weiter endete die Obus-Linie. Mit Frau Schröder erzielte ich rasch Einvernehmen, zahlte die erste Miete und kündigte ihr an, daß ich am kommenden Sonntag vormittag nach erfolgter Vermählung mit meiner Frau anreisen werde, um ihr die Zimmer zu zeigen und um am darauf folgenden Tag mit ihr Möbel zu kaufen und Handwerker zu bestellen. Nun erst brauste und jubelte es in mir. Als ich Undeutschs von der erfolgreichen Zuweisung berichtete, dachte ich, sie würden nun auch ihrerseits erleichtert aufatmen. Doch weit gefehlt: Sie reagierten gänzlich ungerührt mit der Bemerkung, der neue Mieter sei bereits eingezogen und solle diese Nacht noch auf ihrem Sofa schlafen. Morgen früh müsse ich aber spätestens mein Zimmer geräumt haben. Ich glaubte, nicht recht zu hören, und hätte ihnen am liebsten noch sehr deutlich entgegengehalten, daß diese Lösung ein großer Glücksumstand sei und ihre Rechnung durchaus nicht so glatt hätte aufgehen können, doch biß ich mich kräftig auf die Lippen und gab in trockenem Ton nur zu verstehen, daß ich selbstverständlich nicht die Absicht habe, ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen. Allerdings müsse ich, da die neuen Zimmer noch nicht bezugsfähig seien, darum bitten, meine Habseligkeiten einstweilen auf ihrem Boden unterzustellen. Dagegen erhoben sie zum Glück keinen Einspruch. Um nicht am nächsten Tag verspätet im Dienst zu erscheinen, raffte ich noch am Abend alle Sachen aus Schrank und Fächern und trug sie in das Bodengemach. Dennoch blieb auch am Morgen noch einiges zu tun, bis ich meine Stube von jeglichem Krimskrums restlos befreit hatte. Erschöpft, ausgepumpt und dennoch in tiefstem Herzen froh, ein so unverhofft großes Stück vorangekommen zu sein, lenkte ich nach absolviertem Dienst meine Schritte zum Weimarer Bahnhof.

II. Der Bund fürs Leben

Mit hurtiger Geschwindigkeit raste der Schnellzug durch das thüringische Land auf Leipzig zu. Voll Ungeduld brannte ich auf den Augenblick, in dem ich meiner Braut in die Arme fliegen und ihr von dem großen Erfolg mit der Zimmerzuweisung berichten konnte. Was war das dann für eine Freude! Als aber die 10. Stunde schlug, verabschiedeten wir uns ohne Verzug zur Nachtruhe; denn anstrengende Tage standen bevor.

Am Freitag morgen hatten wir alle Hände voll zu tun. Unter der Anleitung meiner künftigen Schwiegermutter wurde geputzt, gefflimmert und an den Möbeln gerückt. Ich bugsierte mehrere sich biegende Kuchenbleche zum Bäcker. Nach dem Mittagessen transportierte ich mit dem Schwiegervater aus einer Markkleeberger Gaststätte Tische und Stühle für die Festtafel herbei und besorgte anschließend noch mit ihm die verschiedenen Spirituosen.

Als wir alles soweit geschafft hatten, ließ der Polterabend nicht mehr lange auf sich warten. Meine Eltern erschienen sowie die geladenen Onkels und Tanten. Bald klirrten die ersten Scherben vor der Haustür. Geschenke und Glückwünsche trafen ein. Besonders belebend und bewegend wurde der Abend aber erst, als eine Gruppe aus Elfriedes Junger Gemeinde, angeführt von ihrer Freundin Irmgard Lehnert, herbeikam und in Spruch, Lied und Spiel sowohl Besinnliches wie Heiteres sehr einfühlsam und mit viel Herzlichkeit vortrug. Draußen hatte sich unterdessen nicht nur ein Scherbenhaufen, sondern ein ungefügter Schuttberg getürmt. Die liebe Nachbarschaft mußte die halbe Abfallhalde nach Gerümpel durchstöbert haben.

Am Morgen unseres Hochzeitstages gab es für Elfriede und mich kein Pardon. Beim ersten Strahl der zum Glück freundlich aufgehenden Sonne karrten wir Schutt und Scherben in einem Kastenwagen - wohl gut drei Fuhren voll - zur ehemaligen Sandgrube, so daß wir uns schon zu früher Stunde ziemlich gerädert fühlten. Nach gründlichem Waschen und Umkleiden machten wir uns standesamtsfertig. 11 Uhr fand der bürgerliche Akt der Eheschließung im Rathaus der Stadt Markkleeberg statt. Ein bestelltes Auto holte uns sowie unsere beiden Väter, die als Trauzeugen fungierten, vom Hause ab. In sonnenmildem Spätsommerglanz leuchtete es uns von allen Seiten entgegen, als wir durch Markkleeberg-Ost und dann durch ein kleines Waldstück bis zu dem im Ortsteil Mitte gelegenen Rathaus fuhren. Die Zeremonie vor dem Standesamt vollzog sich schlicht und würdig unter der Regie einer freundlichen Beamtin. Vor, während und nach dem Mittagessen ergoß sich über uns eine wahre Flut an Glückwünschen und Geschenken. Es ließ sich gar nicht alles fassen. Ringsum in der Wohnung prangten Gladiolen und Dahlien in bunter Pracht.

14.30 Uhr fand die kirchliche Trauung in der Auenkirche statt. In der feierlichen Gewandung kam man sich ganz sonderbar und fremd vor und fühlte sich doch zugleich beseligt und beglückt im Wissen um die Besonderheit und Bedeutung dieses Tages. Wieder holte uns wie schon am Vormittag das altertümliche Vorkriegsauto vom Hause ab, nachdem es zuvor die anderen Beteiligten schon zur Kirche gebracht hatte. Vom Pfarrgarten aus formierte sich unser Zug. Als Brautjungfer fungierte Elfriedes schon erwähnte Freundin Irmgard Lehnert, der wir meinen Kollegen von der Deutschen Bücherei, Heinz Bassenge, mit dem mich gleiche kirchliche Interessen verbanden, beigezelt hatten. Danach folgten die Schwiegereltern, meine Mutter, Elfriedes Bruder Gerhard mit Frau, ihre Tante Marie mit der Cousine Wally und das Pfarrehepaar Keil aus Markkleeberg, dem Elfriede sehr nahegestanden und viel zu verdanken hatte. Die Blumenstreukinder spurteten eilig von dannen, so daß es uns einige Mühe kostete, sie zu bremsen und den Zug nicht grotesk auseinanderzuziehen. Viel zu rasch ging es durch die reizend geschmückten Blumenbögen, die die Junge Gemeinde

im Spalier stehend über uns hielt. An der Kirchenpforte nahm uns mein Vater im Talar in Empfang und führte uns an die Plätze vor dem Altar. Der Kirchenraum hatte sich unterdessen längst mit allerlei Verwandten, Bekannten, Nachbarn und wohl auch noch mit ein paar sonstigen Schaulustigen gefüllt. Vor dem feierlichen Akt war mir arg beklommen zu Mute. Man sagte mir hinterher, ich hätte auffallend blaß ausgesehen. Mein Vater hatte seiner von warmem Mitempfinden getragenen Traured in sinnfälliger Weise die Losungsworte des kurz zuvor in Leipzig unter unserer Mitbeteiligung stattgefundenen 6. Deutschen Evangelischen Kirchentages zugrundegelegt: "Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet." Nach der Feier gab es noch etliches Händeschütteln und Photographieren.

Mit einer prachtvoll gehäuften Kaffee- und Kuchentafel begann zu Hause dann der zwanglosere Abschnitt des Festtages. Der Abend gestaltete sich nach einer opulenten Festmahlzeit, für die meine Schwiegermutter wahrlich alles aufgeboten hatte, mit allerlei kleinen Ansprachen und lustigen Darbietungen aufgelockert und abwechslungsreich. Besonders viel Anklang und Beifall fand die von Irmgard Lehnert ganz entzückend hergerichtete Festzeitung. Der Aufbruch der ersten Gäste erfolgte nicht allzu spät - wohl nicht zuletzt mit Rücksichtnahme auf Elfriede und mich, wollten wir doch am nächsten Tag früh beizeiten nach Thüringen abfahren.

III. Hochzeitsreise

Am Morgen gab es einen schmerzreichen Abschied. Nicht nur, daß meine Schwiegermutter, die uns bis zur Straßenbahndhaltestelle am Schillerplatz begleitet hatte, in Tränen aufgelöst und nach den aufreibenden Festvorbereitungen gänzlich übernächtigt, unserem davongleitenden Wagen nachwinkte, auch ich selbst vermochte mich kaum noch in gerader Linie aufrecht zuhalten und mußte für einen frischbackenen Ehemann einen ziemlich bejammernswerten Anblick dargeboten haben. Diese körperliche Verkrümmung ging jedoch ganz eindeutig auf das Konto der am Hochzeitstag allzu verschwenderisch dargereichten Tafelgenüsse - allein der Mandelkuchen hatte nur so von Fett getrieft -, Mitschuld trug vor allem aber der Mangel an weiser Mäßigung meinerseits, obwohl diese zu einer Zeit, wo in der Ostzone noch immer das Lebensmittelzuteilungsverfahren auf Marken bestand und wo der Normalverbraucher infolgedessen noch danach gierte, mal kräftig in die Vollen zu schlagen, zumal bei einem in jüngerem Mannesalter Stehenden nicht so ohne weiteres vorausgesetzt werden durfte. Kurzum, Magen und Galle hatten die plötzliche übergroße Inanspruchnahme, verbunden mit der allgemeinen Festtagsunruhe, etwas übel genommen. Die bohrenden Schmerzen verließen mich auch auf der zweistündigen D-Zug-Fahrt von Leipzig nach Weimar nicht, zumal der Zug überfüllt war und wir die ganze Zeit über stehen mußten. Nach den ersten Schritten in Weimar, das wir gegen 9 Uhr erreicht hatten, ließen die Plagegeister glücklicherweise nach. Wir gingen zuerst zum Christlichen Hospiz in Nähe des Wielandplatzes, wo ich für eine Nacht ein Zimmer bestellt hatte, und legten dort unser Gepäck ab. Danach steuerten wir unsere künftige Wohnung in der Bodelschwinghstraße an. Sehr freundlich empfingen uns im Erdgeschoß der schon im 1. Kapitel erwähnte Herr Wentzel mit seiner Frau und ihren zwei Mädels im Alter von 7 und 5 Jahren. Elfriede gefielen die 1 1/2 Räumchen gut. Nur waren sie total abgewohnt und bedurften der Renovierung. Wir maßten sie aus, um disponieren zu können, wie die noch zu beschaffenden Möbel aufzustellen seien.

Im Gegensatz zum Empfang in der Bodelschwinghstraße war die Aufnahme im Hause Undeutsch eisig. Wir mußten jedoch meine lose auf dem Boden untergestellten Sachen noch ordnungsgemäß verpacken und verschnüren, um sie abtransportieren zu können. Bei der schon vorgeschrittenen Zeit gelang es uns leider nicht mehr, bis Mittag die Arbeit zu beenden, so daß wir uns wegen des Restes für den nächsten Tag nochmals ansagen mußten. Nach einem bescheidenen Mittagssmahl im Hospiz legten wir uns anschließend in unserem Zimmer für 2-3 Stunden zur Ruhe, derer wir nach den anstrengenden Vortagen wirklich dringend bedurften. Am späten Nachmittag unternahmen wir noch einen kleinen Bummel an der Ilm entlang durch das regenfeuchte Schießhaushölzchen in Richtung auf Tiefurt.

Viele Erledigungen standen auf dem Programmzettel für Montag vormittag. Zunächst mußte ein Maler gefunden werden, der uns nach Rückkehr von der Hochzeitsreise die beiden Zimmer vorrichtet. Ich hatte mir vorsorglich mehrere Adressen notiert, da es zur damaligen Zeit außerordentlich schwierig war, Handwerker termingerecht zu bekommen. Wider Erwarten klappte es aber gleich beim ersten, den wir aufgesucht hatten. Etwas mehr Mühe und Zureden kostete es, einen Ofensetzer zu bewegen, uns den von der Hauswirtin zur Verfügung gestellten Füllöfen mit den entsprechenden Rohrstücken, die anderweitig nicht aufzutreiben waren, anzuschließen. Unser Hauptaugenmerk richteten wir sodann auf die Beschaffung des Mobilars. Es gab in der Stadt Weimar nur zwei HO-Möbelgeschäfte, die für diesen Großeinkauf in Betracht kamen, obschon auch sie keine nennenswerte Auswahl zu bieten hatten. Recht gut gefiel uns eine Kücheneinrichtung - bestehend aus Küchenschrank, Aufwaschtisch, zwei Stühlen und einem Schuhschränkchen, alles in Eiche lasiert - für 715.- Mark. Neben

dieser Garnitur bestellten wir noch einen massiven Kleiderschrank für 469.- Mark, ebenfalls in Eiche lasiert. So ärmlich aber war die Zone damals noch mit metallischen Werkteilen daran, daß selbst die Aufhängestange in Holz hatte angefertigt werden müssen. Bei entsprechender Belastung mit schweren Mänteln, Kleidern und Anzügen bog sie sich dann auch beängstigend durch. Übrigens konnte der Anlieferungsvertrag erst abgeschlossen werden, nachdem ich die entsprechende Summe vom Girokonto abgehoben und auf den Ladentisch geblättert hatte. Ein Kauf etwa in Raten war damals als westlich-kapitalistische Ausbeutungsmethode strikt verboten. Leider gelang es uns nicht, einen kleinen Küchenherd und eine Doppelbettcouch aufzutreiben. Letzteres bereitete uns nicht geringe Sorge; denn wie sollten wir sonst kampieren? Wohl hätten wir in dem größeren Raum zwei Betten aufstellen können, ihn dann aber als Wohnstätte eingebüßt. Man tröstete uns, in etwa 10 Tagen sei mit einer neuen Belieferung zu rechnen. So blieb uns nichts anderes übrig, als auf einen erfolgreichen Erwerb nach unserer Rückkehr zu hoffen. Auch die Beschaffung von Wohnstübentisch- und stühlen, der Lampen und Gardinen mußten wir noch vertagen.

Nach den Geschäftsgängen meldeten wir uns beim polizeilichen Ordnungsamt in Oberweimar an. So etwas durfte keinesfalls aufgeschoben werden. Es hätte dies unter Umständen Bestrafung zur Folge gehabt. Danach mußten wir - wohl oder übel - nochmals in die Belvederer Allee zu Undeutschs, um den Rest zu verschnüren. Dabei kam es zu einem höchst unerfreulichen Auftritt. Tags zuvor hatte mir nämlich der Hausherr für zwei Nächte noch Mietgeld abgeknüpft. Obwohl er dazu allenfalls für eine Nacht (nämlich vom 1. zum 2. Sept.) berechtigt gewesen wäre, hatte ich die Summe zwar entrichtet, mir aber eine entsprechende Bemerkung wie "kleinlich" oder "reichlich gesucht nach 2 1/2 Mietjahren" nicht verkneifen können. Das mußte er seiner Madame, die sich an jenem Tage gar nicht hatte blicken lassen, haarklein wiedererzählt haben. Jedenfalls empfing sie uns jetzt gleich im Flur mit giftigem Keifen und schmiß uns die Groschen wütend zu Füßen, wo ich sie jedoch, ohne mich danach zu bücken, verrollen ließ. Wir atmeten erleichtert auf, als wir auf dem Boden alles fertig gebündelt hatten und die Haustür hinter uns zudrücken konnten. Für den Abtransport der Sachen hatten wir einen Spediteur beauftragt.

Am Nachmittag sollte die Weiterfahrt nach Manebach erfolgen, wo Elfriede und ich uns vor Jahresfrist kennengelernt hatten. Doch zuvor gab es noch eine weitere Aufregung zu bestehen. Da wir während der Renovierung unsere beiden Räume noch nicht würden bewohnen können, mußten wir uns für diese Zeit ein anderes Nachtquartier in Weimar suchen. Nun hatte ich in diesem Punkt mit keinerlei Schwierigkeiten gerechnet. Doch als ich für die drei Nächte ein Zimmer wiederum im Christl. Hospiz buchen wollte, hieß es: "Alles schon belegt". Auch bei anderen Übernachtungsstätten der gleiche Bescheid, weil zu diesem Zeitpunkt gerade zwei Tagungen in Weimar stattfinden sollten. Als letzte Rettung dünkte uns das DER-Reisebüro, bei dem Elfriede ja bereits als Mitarbeiterin vorgesehen war und das zugleich die Zimmervermittlung für Ortsbesucher unter sich hatte. Doch auch hier stießen wir zunächst auf Granit. Als ich schließlich die Sachbearbeiterin mit reichlich verzweifelten Gesten eingedeckt hatte, rückte sie schließlich doch noch mit einer Adresse im Krausweg heraus. Das Zimmer sei jetzt erst ganz neu gemeldet worden. Wir waren heilfroh und erreichten den Bahnhof gerade noch knapp vor Abfahrt unseres Zuges, der uns über Erfurt und Neudietendorf, Arnstadt, Ilmenau nach Manebach beförderte.

Am dortigen Bahnhof erwartete uns der junge Herr Eichhorn, um uns bis zur Schmücker Straße 51 zu begleiten. Schmunzeln mußten wir über eine grüne Papiergirlande, die uns mit dem sinnigen Aufdruck "Glück und Segen den Neuvermählten" vom Türrahmen unseres Zimmers entgegengrüßte. Nun standen 14 sorglose Ferientage vor uns. Wir nutzten sie zu ausgiebiger Ruhe und Entspannung, wobei wir allerdings auch so mancherlei Zukunftspläne erörterten, insbesondere uns

die Ausgestaltung unserer kleinen Behausung in der Weimarer Bodelschwingstraße durch den Kopf gehen ließen. Etwas beeinträchtigte unseren Aufenthalt die regenreiche und schon spürbar herbstlich-kühle Witterung, während vor Jahresfrist bei unseren ersten gemeinsamen Ausflügen die Sonne ein besonders freundliches Gesicht aufgesteckt hatte. Trotzdem ließen wir es uns nicht verdrießen und unternahmen einige ausgedehnte Touren durch den herrlichen und immer wieder neu das Herz belebenden Thüringer Wald. So ging es am Sonnabend, 11. September, nach Tisch - wir aßen, wie im Vorjahre, trotz teilweise erheblich langer Wartezeiten im Restaurant Moosbach am oberen Ortsausgang, denn alle anderen Gaststätten waren für FDGB-Gäste reserviert - über Stützerbach, Hadergrund, Allzunah nach Frauenwald und von dort mit der Eisenbahn zurück. Als sehr ausgedehnter Marsch, der Elfriede schließlich ganz zermürbt hatte, erwies sich eine Wanderung am Montag, 13. September, über Zwei Wiesen, Hungerteich, Geratal bis zum Sägewerk vor Arlesberg und dann den wunderschönen, aber nicht enden wollenden Jüchnitzgrund hinaus bis zum Mönchshof. Nur eine Partie steht in meiner Erinnerung, die strahlender Sonnenschein begleitet hatte. Es war diejenige vom Mittwoch, 15. September, gewesen. Am Vormittag hatten wir uns zunächst nach Ilmenau begeben, dort etliche Einkäufe getätigt und uns mittags an gebackenem Lachsfilet (das war damals in der Zone durchaus noch etwas Besonderes) im HO-Hotel Goethe-Hof gelabt. Danach waren wir das Schortetal aufwärts bis zu dem tief eingeschnittenen, silberklaren Knöpfeltaler Teich gelaufen und über die Waldwirtschaft "Zum Auerhahn" sowie der Hirtenwiese schließlich wieder in das Manebacher Gelände zurückgekehrt. Die letzten drei Tage standen leider nur noch im Zeichen von Regenschauern. Auch im Zimmer blieb es kühl und ungemütlich, so daß wir schließlich dem Abschied von Manebach gar nicht so ungern entgegensahen, zumal uns nun auch der Tatenrang mächtig gepackt hatte, unsere frisch erworbene Heimstätte in Weimar ins Lot zu rücken.

Elfriede und ich kein gemeinsames Zimmer bekommen, sondern nur das einzige im Erdgeschoss und ich das meiste im ersten Stock mit jeweils einer Schlafstätte. Wir begaben uns ziemlich zeitig zur Ruhe, die jedoch bald eine auffällige Störung erfuhr, indem Leute laut erschallend "Hilf, Hilfe, Hilfe!" und dann gar: "Hilf, Feuer, Hilfe!" Ich sah das Feuer auf und dachte augenblicklich nach draußen, um mich aber nichts anmerken. Schon hatte ich an einem kleinen Scherbenstück ein halbes Dutzend, die brave Bürgerwehr ihrer Ausstattung der Kugelstark bemerkbar wollten, als die beiden Leute wieder zurückkamen, diesmal aber unversehrt aus dem Erdgeschoss. Ich wollte in Elfride den Rat, die Kugelstark auf ihren Hüften zu tragen und wir gingen auf die Straße. Die Kugelstark war, wie ich dachte, nur ein kleines Spielzeug. Es wurde jedoch bald offensichtlich, daß hier weder jemand ernsthaft noch von jemandem ernst genommen wurde. Die Kugelstark war ein wirklich kleiner Mann in einem außerordentlich weichen und durch lautes Schreien begleitetes Spiel. In der von mir einige Male beobachteten Szene sah ich, schien es sich um einen mittelgroßen Mann zu handeln. Am nächsten Morgen richteten wir den alten Mann in der Hofeinfahrt und unbekannt zwischen unseren Gästen im Erdgeschoss. Am nächsten folgenden Abend wiederholte sich dasselbe Spiel, ohne daß es mir irgendwie schaden konnte. Gleichwohl beeinträchtigte es natürlich die Ruhe der Gäste, die sich nach den jeweils kraftvollsten Tönen der Kugelstark bewegten.

Am Montag, 20. September, hatte ich noch dienstfrei. Nach dem Frühstück suchten wir zunächst unsere Wohnung auf, wo sich ein Malergeselle schon eingebracht hatte. Der Malermeister hatte sein Werk bereits am Montag schon verpackt, obwohl der auf Stunden der Hausarbeit bestellte Maler. Im HO-Hotel ging es mir und der großen Freude und Erleichterung teil. Ich war sehr überrascht, daß ein so kleiner Mann so viel an der Arbeit tat. In jener Zeit arbeiteten wir in der Hauptstadt allmählich auf. Ich hatte damals eine kleine Drapierung ausgemacht, zumal auch noch Ausgaben

IV. Einzug

Bei strömendem Regen mußten wir am Sonntag, 19. September, nach dem Mittagessen mit Sack und Pack zum Manebacher Bahnhof patschen und uns - weidlich aufgeweicht - in ein unbequemes Abteil für Reisende mit Traglasten (vormals 4. Klasse der DRB) quetschen. Eine neue Dusche ereilte uns beim Umsteigen in Arnstadt, und den Rest besorgte der zürnende Himmel in Weimar auf unserem Gang zu dem für drei Nächte gemieteten Quartier auf der Tiefurter Höhe. Wir kamen dort wie die gebadeten Mäuse an. Unsere Quartiergeber, die ihre Zimmer erstmalig abvermieteten, werden gewiß irgendwelche gut bekleideten und entsprechend situierten Tagungsteilnehmer erwartet haben und über den Anblick unserer total durchnässten Wanderkluft, die das ursprüngliche Vorhandensein von Bügelfalten nicht einmal mehr erahnen ließ, sowie der abenteuerlichen Schnürrucksäcke alles andere als entzückt gewesen sein, doch gaben sie sich, als wir die näheren Zusammenhänge erläutert hatten, bemessen freundlich und setzten uns sogleich einen heißen Muckefuck vor, der unsere kältesteifen Gliedmaßen in der Tat wieder etwas gelenkiger werden ließ. Das Haus lag ziemlich abseits an einem schmalen Nebenweg und war von modernerer Bauart, innen jedoch nach großväterlich-bürgerlichem Zuschnitt ausgestattet. So weckte ein Gemälde nach Biedermeierart, das einen von seiner Mutter am Gartenzaun abschiednehmenden Studenten oder Gymnasiasten zeigte, während Gänse um seine Füße schnappten, in mir lebhaftere Erinnerungen an die 1943 von Bomben verwüstete Wohnung meiner Großeltern in Leipzig, wo der gleiche Druck gehangen hatte.

Übrigens erhielten Elfriede und ich kein gemeinsames Zimmer zugewiesen, sondern sie das ihrige im Erdgeschoß und ich das meinige im ersten Stock mit jeweils einer Schlafstätte. Wir begaben uns ziemlich zeitig zur Ruhe, die jedoch bald eine empfindliche Störung erfuhr, indem laute Rufe erschollen: "Hilfe, Hilfe, Hilfe!!" Und dann gar: "Hilfe, Feuer, Mörder!!!" Ich riß das Fenster auf und horchte angespannt nach draußen, wo sich aber nichts rührte. Schon dachte ich an einen albernem Schabernack von Halbwüchsigen, die brave Bürgersleute unter Ausnutzung der Dunkelheit erschrecken wollten, als dieselben Rufe abermals andrangen, diesmal aber unverkennbar aus dem Untergeschoß unseres Hauses. Ich eilte zu Elfriede ins Zimmer, die kreidebleich auf ihrem Bettrand saß und wie gebannt auf die breite Flügeltür zum Nebenraum wies, hinter der sich die Szene abspielen mußte. Es wurde jedoch bald offenkundig, daß hier weder jemand ermordet noch von Feuersqualm erstickt wurde. Vielmehr phantasierte ein vermutlich älterer Mann in einem außergewöhnlich unruhigen und durch lautes Schnarchen begleiteten Schlaf. Da sich von den übrigen Hausbewohnern niemand rührte, schien es sich um keine unmittelbar bedrohende Krankheit zu handeln. Am nächsten Morgen sichteten wir den alten Herrn in der Tat wohlbehalten und unbekümmert zwischen unseren Gastgebern am Frühstückstisch. An den beiden folgenden Abenden wiederholte sich dasselbe Spiel, ohne daß es uns sonderlich schrecken konnte. Gleichwohl beeinträchtigte es namentlich Elfriedes Nachtschlaf, den sie nach den jeweils kräfteaufzehrenden Tagesleistungen dringend benötigte.

Am Montag, 20. September, hatte ich noch dienstfrei. Nach dem Frühstück suchten wir zunächst unsere Wohnung auf, wo sich ein Malergehilfe schon eifrig beim Abwaschen betätigte. Der Ofensetzer hatte sein Werk bereits am Montag vorher verrichtet, ebenso der auf Ersuchen der Hauswirtin bestellte Klempner. Im HO-Möbelgeschäft stand zu unserer großen Freude und Erleichterung tatsächlich eine Doppelbettcouch bereit, ein wesentlich gefälligeres Stück als sonst in jener Zeit anzutreffen war. Kostenpunkt allerdings 895.- Mark. Ich mußte beinahe meine letzten Ersparnisse zusammenkratzen, zumal auch noch Ausgaben

für Beleuchtungskörper und andere Dinge anstanden. Zum Kauf eines brauchbaren Tisches mit Stühlen hatten wir uns noch nicht entschließen können. Am Dienstag früh mußte ich wieder meinen Dienst in der Landesbibliothek antreten, während sich Elfriede mit dem vom Maler hinterlassenen Dreck abquälte und am Nachmittag den Abtransport meiner Sachen und des mir verbliebenen Heizungsmaterials aus dem Undeutsch'schen Hause dirigierte. Leider gab es hier einen abermaligen unliebsamen Zwischenfall, indem der Hausherr den Spediteur gegen 14 Uhr nicht einließ und auf eine halbe Stunde später mit der Begründung verwies, er sei jetzt gerade beim Mittagessen. Und dann überwachte er mit Argusaugen jeden Handgriff und detterte fortwährend dazwischen. Dieses lästige und lächerliche Gebaren brachte schließlich selbst einen an derben Umgang gewohnten Möbelerümer zum Kochen. Ihr Mann müsse ja eine wahre Lammesgeduld besessen haben, es über zwei Jahre lang bei solch einem Zeitgenossen auszuhalten, meinte er kopfschüttelnd zu Elfriede. Mir blühte am Abend nach Dienstschuß noch das Vergnügen, den losen Braunkohlendreck aus meiner Kellerecke bei Undeutschs auszuräumen, diesen mittels eines von der Bibliothek geliehenen Kastenwagens zur Schutthalde zu befördern und den Kellerraum anschließend besenrein zu fegen. Später fuhr ich mit Elfriede und dem Handwagen zum Bahnhof, um einen aus Waldenburg eingetroffenen Reisekorb abzuholen. An ein Auspacken in der noch lichtlosen Wohnung war allerdings nicht mehr zu denken. Wir hatten es nach diesem Tag auch gehörig satt und fühlten uns völlig ausgepumpt. Ich sehe uns noch heute, wie wir am Bahnhof im Finstern heißhungrig eine Bockwurst herunterschlangen (Elfriede hatte das Mittagessen völlig übergangen) und später in einer Kneipe Ecke Jenaer Straße/Bodelschwinghstraße gleich an der Theke ein Glas Bier auf einen Zug leerten.

Als Elfriede am nächsten Morgen nochmals zum HO-Möbelgeschäft ging, wurden gerade unsere Sachen aufgeladen. Sie schaltete schnell und ließ noch einen runden Tisch nebst 4 Stühlen mitgehen. Da sie aber nicht genug Geld bei sich führte, mußte ich postwendend aus der Bibliothek herbeieilen, um den Kauf zu tätigen. Sie fuhr dann gleich mit dem Lieferwagen zur Wohnung zurück. Der runde Tisch konnte nur von außen mit Mühe durch das Fenster gehievt werden. Abends gingen wir dann ans Auspacken und Einräumen der wichtigsten Gegenstände. Noch fehlte indessen viel, namentlich alles Geschirr und die Küchengeräte. Zum Glück fanden sich ein größerer Aluminiumtopf und zwei Eierlöffel. So konnte Elfriede auf der Kochplatte wenigstens eine nahrhafte Milchsuppe zubereiten, die wir dann beide aus selbigem Topf gemeinsam auslöffelten. In der Not geht eben alles. Geradezu ein Labsal aber war, daß wir uns abends auf der wahrhaft teuer erkauften Liegestatt zur ersten Nachtruhe im neuen Heim ausstrecken konnten, ohne wie vordem von sägenden Schnarchtönen und überlauten Hilfescreien belästigt zu werden.

V. Transportfahrt mit Hindernissen

Gleich am Donnerstag verließ Elfriede unsere noch halbzivilisierte Wohnstätte in Richtung Markkleeberg, um dort ihre eigene Habe und nicht zuletzt die Fülle der Hochzeitsgeschenke zu packen, Gardinen für unsere Fenster zu nähen und sonstige Dinge zu erledigen, die sich vor dem Hochzeitstag nicht mehr hatten zwingen lassen. Für ein paar Tage war ich also Strohwitwer. An Betätigung mangelte es in dieser Zeit freilich nicht. Noch viele Dankschreiben für Hochzeitsgeschenke und -glückwünsche galt es abzustatten. Vor allem in die dienstlichen Dinge mußte ich mich nun endlich mit allem Nachdruck knien; denn seit Fräulein Müllers Weggang war die Buchakzessionsstelle verwaist. Der Chef hatte sie mir übertragen - zusätzlich zu meiner bisherigen Arbeit, der Zeitschriftenkontrolle und -aufnahme. Das bedeutete einen ganz erheblichen Zuwachs und für den Anfang zumal eine Erschwernis, war mir doch das neue Gebiet von der Vorgängerin infolge ihrer "Republikflucht" nicht ordnungsgemäß übergeben worden. Ich mußte einfach hineinspringen und zusehen, wie ich mit dem Kram zu Rande kam. Lediglich die katalogmäßige Auswertung der Zeitschriftenaufsätze hatte ich an eine neue Angestellte, eine Wissenschaftlerin, abzutreten, mit der ich auch mein Zimmer teilen mußte.

Diese neue Kollegin, Renate Deitzer mit Namen, erwies sich als eine höchst unerfreuliche Zeiterscheinung. Von akademischer Bildung war kaum eine Spur an ihr zu bemerken. Es blieb uns allen schleierhaft, wie sie es mit ihren offenkundig nicht gerade überbordenden Verstandesgaben zuwegegebracht haben mochte, das Studium der Romanistik an einer Volluniversität zu absolvieren. Die Hürden der bibliothekarischen Fachprüfung hatte sie jedenfalls, wie wir alsbald erfuhren, nur mit Hängen und Würgen nehmen können. Lediglich das richtige Parteibuch und der Umstand, daß sie als echtes Arbeiterkind - aus der Merseburger Gegend stammend - die besondere Geneigtheit der ostzonalen Machthaber für sich buchen durfte, hatten sie vor dem glatten Durchfall bewahrt. Zu den mangelnden geistigen Fähigkeiten kam noch ein besonders ungehobeltes äußeres Benehmen, das wenig geeignet war, den Eindruck ihrer figürlichen Vierschrötigkeit zu mildern. So hatte sie sich gar bald den nicht eben schmeichelhaften Spitznamen "Kuh" zugezogen. Er beschrieb aber nur Teilmzüge ihres Gesamtcharakters. Mit einer geistig und fachlich unbedarften Trampeline hätten wir uns nämlich noch so einigermaßen abzufinden gewußt. Was uns jedoch höchstes Unbehagen bereitete, war ihre blind-fanatistische SED-Hörigkeit, die ein besonders großspuriges und anmaßendes Mundwerk noch kräftig untermalte. Kampe, unser Direktor, wollte sie am liebsten gleich an meinen Schreibtisch setzen und mich in eine Ecke verbannen, wogegen ich jedoch angesichts meines erheblichen Arbeitszuwachses und der dazu nötigen Ausbreitungsfläche ganz energisch und schließlich auch mit Erfolg protestierte. Als verstünde sich das von selbst, versuchte die neue Insassin in meinem Raum, den außerhalb der Lesesaal-Öffnungszeit noch Herr Dr. Gaudek, ein vom Dienst suspendierter Oberstudiendirektor aus dem Sudetenland, und Herr Guder, unser treuer Botengänger und "Post-Minister", mit benutzten, sogleich die Chefin zu spielen, was wir ihr aber gemeinsam deutlich verwiesen: Jeder habe hier seinen eigenen Arbeitsbereich, und wir alle seien gleichberechtigte Kollegen. Und als sie eines Tages Herrn Guders Abrechnungsbuch neugierig durchschnüffelte, trat der sonst so gutmütige, vor Jahren schon vom ersten Schlaganfall getroffene alte Herr zornbehebend dazwischen, entriß der verdutzt dreinblickenden "Kuh" die Blätter und raunzte sie mit der von der SED ausgegebenen Kampfparole "Hände weg vom Ruhrgebiet", gerichtet gegen EWG und Montanunion, so furchterregend donnergrollend an, daß ihr förmlich die Ohren schlackern mußten. Künftig ügelte sie jedenfalls ihre dreisten Kontrollgelüste.

Am Sonabend, 25. September, unterbrach ich mein Strohwitwerdasein, indem ich mich über das Wochenende ebenfalls nach Leipzig bzw. Markkleeberg begab.

Ich stieg dort zunächst bei meinem Vetter, korrekt: Großvetter, Lothar und seiner Familie in der Kirchstraße (heute: Hermann-Liebmann-Straße) ab. Er hatte in diesem Sommer die Erlaubnis zu einer Fahrt nach Bayern erhalten und von dort wunderschöne Farbdias mitgebracht, die freundliche Erinnerungen aus Kindheitstagen in mir hervorlockten und zugleich den Wunsch nährten, auch mal wieder in diesen so überaus reizvollen Zipfel deutschen Landes zu reisen. Anschließend fuhr ich mit der Straßenbahn nach Markkleeberg-Ost zu den Schwiegereltern, beglückt, dort wieder mit meiner jungen Frau vereint zu sein. Am nächsten Morgen besuchten wir den Erntedank-Gottesdienst in der gedrängt vollen Auenkirche, wo wir drei Wochen zuvor als Brautpaar ewige Treue am Altar gelobt hatten. Sie prangte in prächtigem Bluemenschmuck. Zur Einleitung des eigentlichen Gottesdienstes zog die Junge Gemeinde mit Erntegaben ein und legte sie im Wechsel von Bibelsprüchen und Liederstrophen am Altarplatz nieder. Nach einem gemütlich verlebten Sonntag gab es am Abend ein ähnlich schmerzvolles Abschiednehmen wie in den Tagen, als wir noch verlobt waren.

Vereinbarungsgemäß erwartete ich Elfriede am Freitag abend in Weimar zurück. Wer aber nicht auftauchte, war meine bislang so Getreue. Ziemlich verdrossen blickte ich dem nächsten Tag entgegen und war abermals arg enttäuscht, als ich mittags vom Dienst kam und die Szenerie noch immer unverändert vorfand. Dafür steckte im Kasten ein Briefchen von Elfriedes Hand, den sie bereits am Mittwoch aus Markkleeberg abgesendet hatte und der folgende Mitteilung enthielt:

Ich habe mich vergeblich bemüht, eine Firma zu finden, die diese Woche nach Weimar fährt, und deshalb unseren Chef gebeten, uns für Sonnabend den Geschäftswagen zur Verfügung zu stellen und einen ehem. Kollegen zu fahren. Beides klappt. So komme ich also mit dem Auto am Sonnabend gegen Mittag an. Hoffentlich geht alles glatt. Ist es Dir möglich, am Sonnabend einen Bibliotheksstempel mitzubringen? Sieh mal zu. Er müßte unbedingt auf den Frachtbrief. Wenn möglich, komme rechtzeitig heim wegen dem Abladen. ... Morgen wird nun noch fertig gepackt und am Freitag werden Gardinen genäht, Sonnabend geht's dann ab. Ich freue mich schon riesig, wenn wir dann endgültig alles beisammen haben u. uns wohl fühlen werden.

Nun belebten sich meine Züge wieder, doch als Stunde um Stunde verrann und es schon auf die Abendzeit zuging, ohne daß ein Wagen vor der Tür anhielt, wurde ich zunehmend unruhiger und besorgter. Niedergeschlagen, ja verzweifelt zog ich eine Runde nach der anderen um das Siedlungsviertel, lief immer wieder auf der Bodelschwinghstraße in Richtung Jenaer Straße und lauschte auf jedes Autogeräusch. Zweimal schrillte gegen 21 Uhr bei Wentzels im Parterre für längere Zeit das Telefon, doch war niemand anwesend, der hätte abheben können.

Die Nacht verging, der Sonntag brach an - ein goldener Oktobersonntag, doch hatte ich seines äußeren Glanzes kaum acht. Vielmehr sann ich krampfhaft darüber nach, was nun wohl zu unternehmen sei. So um die zehnte Stunde herum unterbrach ein Klingelton von der Gartentür her mein Räsonieren. Da stand wahrhaftig und - Gott sei Dank - auch unversehrt Elfriede mit nur wenig Gepäck in der Hand. Wiedersehensfreude und innere Erleichterung waren unermesslich. Von einer wahrhaft abenteuerlichen Fahrt hatte sie mir nun zu berichten.

Zunächst war alles nach Plan verlaufen, das Geschäftsauto von Elfriedes ehemaliger Arbeitsstätte "Wohnungsgesellschaft Marienbrunn" - ein zum Behelfslieferwagen umgebauter alter Opel - pünktlich vorgefahren und hatte nach leidlicher Fahrzeit die Stadt Weißenfels passiert. Am Steuer saß ein ehemaliger Arbeitskollege von Elfriede mit seinen beiden kleineren Kindern, die jubelten, daß sie einen ganzen Tag lang über die Landstraßen mitjuckeln durften. Doch bald hinter Weißenfels gab es die ersten Aufenthalte. Das bislang flache Leipziger Tiefland ging in welligeres Gelände über, und der für die Belastung viel zu schwache Motor mußte beträchtliche Anstrengungen aufwenden, um die Steigungen zu nehmen. Das Kühlwasser geriet immer wieder ins Kochen. Mitten auf weiter Flur streikte schließlich der Wagen vollends. Die Betriebsstofftanks

waren leer. Elfriedes Kollege eilte mit einem Kanister zur nächsten Ortschaft, um etwas Benzin zu organisieren, kehrte aber ohne Erfolg zurück. Nun half nichts anderes mehr, als sich an den Straßenrand zu stellen und durch Winken vorbeifahrende Autos auf die Panne aufmerksam zu machen. Doch kaum eines hielt an, und wenn, konnte sich sein Besitzer nicht zur Abgabe von etwas Treibstoff durchringen. Immerhin war Benzin in der Zone damals ein sehr kostbares Gut. Als Retter in höchster Not erwies sich ausgerechnet ein russisches Militärfahrzeug. Großmütig, wie Russen mitunter sein können, ließen sie ohne Entgelt so an die 10 Liter "für Mutti", wie sie sich ausdrückten, in den Tank rinnen. Man wurde beinahe an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erinnert. Trotz dieser Kraftstoffzufuhr wollte das Unternehmen indessen nur noch ganz mühsam flecken. Die Ausläufer der Finne zwischen Bad Kösen und Eckartsberga schaffte das überladene Gefährt kaum mehr. Über einige Kuppen mußten es seine Insassen mit Handkraft hinwegschieben - was für ein immenser körperlicher Verschleiß! Als der Abend hereinbrach, die Kinder bereits ungeduldig ningenelten und die Straße hinter Eckartsberga in Richtung auf Apolda erneut steil anzog, war es offensichtlich, daß der Zielort so nicht mehr erreicht werden konnte. Zum Glück fand sich in dem kleinen Dörfchen Reisdorf gleich am Ortseingang eine Autoreparaturwerkstatt, dessen Inhaber sich freundlicherweise bereit erklärte, das geladene Gut - Elfriedes vollgepackten Bücherschrank, einen kleinen Küchenherd, Stehlampe, Ablagetisch, zwei Reisekörbe und wohl auch noch ein paar Koffer mit Geschirr und Sachen sowie einen halben Sack Kartoffeln - bei sich unterzustellen. Er müsse, wie er sagte, jede Woche nach Weimar und wolle die Sachen gleich am Montag mit seinem LKW mitbringen. Erleichtert konnte Elfriede ihren Kollegen nunmehr zur Rückreise entlassen. Mit einigen schnell noch hervorgekramten Habseligkeiten begab sie sich dann von Reisdorf nach dem Bahnhof Eckartsberga, wo sie mit dem "Pfefferminzbähnle" in schon vorgerückter Abendstunde nach Großheringen abdampfte.

Somit hätte alles noch einigermaßen glimpflich endigen können, wäre sie nicht nach all den Strapazen des Ein- und Entladens, vor allem aber des mehrfachen Wagenschiebens, in dem unbeleuchteten Eisenbahnabteil vor Erschöpfung eingenickt. Daß sie in Großheringen das Umsteigen verpaßt hatte, gewahrte sie erst, als das Bähnchen schon wieder zurück in Richtung Eckartsberga-Kölleda prustete. In der nächsten Station, Bad Sulza, stieg sie aus, mußte sich danach aber erst zu dem anderen Bahnhof des Ortes, der an der Hauptstrecke Leipzig-Naumburg-Weimar-Erfurt liegt, durchfragen. Dort angekommen, erhielt sie den niederschmetternden Bescheid, ein in Sulza haltender Zug verkehre an diesem Abend nicht mehr. Jetzt war guter Rat teuer. Zunächst versuchte die Ärmste, bei Wentzels in Weimar anzuläuten, um mich von ihrem Ausbleiben zu verständigen, dort war aber - wie schon geschildert - niemand anzutreffen. Danach erkundigte sie sich beim Wirt der Bahnhofsgaststätte nach einer Übernachtungsmöglichkeit in Bad Sulza. Trotz mehrerer Anrufe gelang es jedoch nicht, irgendwo noch ein Bett ausfindig zu machen. Wegen einer Tagung sei im Ort alles restlos besetzt. In seinem Lokal könne sie, so der Wirt, leider auch nur noch bis 24 Uhr bleiben. Dann müsse er den Laden dicht machen. Ein Bahnbeamter, der an der Theke sein Bier trank und das Gespräch mit angehört hatte, schaltete sich schließlich ein und meinte, er könne Elfriede ja über Nacht im Eisenbahnerklubheim einschließen, bekam dann aber doch Bedenken und sagte, daß er das aber lt. Anweisung nicht tun dürfe und dafür womöglich einen strengen Rüffel zu gewärtigen habe. Er wolle aber einen Vorschlag zur Güte machen und sie für eine Nacht bei sich beherbergen. Dieses überraschende Angebot kam ihr nun freilich nicht so ganz geheuer vor, doch als ihr der Bahnhofswirt beiseite zuraunte, der Mann sei ganz bestimmt verlässlich und kein Abenteurer, erklärte sie sich bereit, mitzukommen.

Erneute Bangigkeit überfiel sie nur, als der Bahnbeamter in aller Gemütsruhe berichtete, seine Frau befinde sich zur Zeit im Krankenhaus, seine Tante führe die Wirtschaft und ein Bett sei gerade noch frei. Allerdings stellte sich sogleich heraus, daß besagte Tante allein im ehelichen Schlafgemach

kampierte und Elfriede das leerstehende Bett daneben beziehen sollte, während er sich in eine kleine Kammer zurückzog. Rechtzeitig klopfte der uneigennützig Quartiergeber am nächsten Morgen an Elfriedes Tür und setzte ihr sogar ein bescheidenes Frühstück vor, während die Tante – verwundert über die fremde Bettnachbarin – noch schläfrig aus den Augen blinzelte.

Auf der Fahrt von Bad Sulza nach Weimar gab es keine weiteren Komplikationen. Wohl waren Elfriede die überstandenen Anspannungen und Ängste noch deutlich anzumerken, doch überwog die Freude des Wiedersehens alle Schatten.

VI. Außenstände

Die Hoffnung, der Besitzer der Autoreparaturwerkstatt in Reisdorf würde uns die Sachen am Montag mitschicken, trog. Auch am Dienstag und Mittwoch rührte sich nichts. Eine Vorsprache bei der Fahrbereitschaft - jener kommunalen Dienststelle, der alle Ferntransportfahrten gemeldet werden mußten - führte zu keinem Ergebnis. Sie konnte uns kein Fahrtunternehmen nennen, das in nächster Zeit über Eckartsberga bzw. Reisdorf führen sollte. Am Donnerstag morgen, dem 7. Oktober, einem arbeitsfreien Tag anläßlich der "DDR"-Gründung vor 5 Jahren, an dem ich eigentlich der öffentlichen Kundgebung hätte beiwohnen müssen, riefen wir bei der Firma Hermann in Reisdorf persönlich an, erhielten aber nur nichtssagende und unbestimmte Vertröstungen. Da wir Töpfe, Geschirr, Bügeleisen und andere Haushaltsgegenstände ganz dringend benötigten, uns Handtücher fehlten und wir uns des Nachts in ein Kopfkissen teilen mußten, entschlossen wir uns, nach Tisch selbst nach Eckartsberga zu fahren und uns das Nötigste aus dem Sachenstapel zu holen.

In Großheringen mußten wir fast zwei Stunden auf den Anschlußzug warten. Wir verkürzten uns die Zeit bei einer Tasse Bohnenkaffee in der Bahnhofsgaststätte. Ein kleiner Spaziergang führte uns anschließend durch das beinahe verwirrend brückenreiche Gelände bis zu der Stelle, wo die Ilm in die Saale mündet. Im herbstlichen Schmuck grüßten die Laubhänge von der nahen Rudelsburg und der Burg Saaleck, deren Turmruinen riesige Dohlenschwärme umkreisten. Frühzeitig begann sich der an dem Tage nie ganz gewichene Nebel zu verdichten. Und als wir - durch den langen Aufenthalt in Großheringen bedingt - erst in der vierten Stunde dem Pfefferminzbähnle in Eckartsberga entsteigen konnten, begann es schon merklich zu dämmern. Im Geschwindmarsch wetzten wir auf der Landstraße nach Reisdorf hinüber, wo wir unsere Sachen hinter einem schlichten Holzzaun zwar schuppenartig überdacht, doch von der Wegseite her öffentlich einsehbar vorfanden. Wir stürzten uns nach kurzer Anmeldung beim Besitzer sogleich auf unsere Habe und arbeiteten wie Hennecke. (Wie Hennecke arbeiten, war damals eine gebräuchliche Redensart in der Zone und meinte jene besonders hastige, die Norm überbietende Art des Schuftens, die der Kumpel Adolf Hennecke als Aktivist im Kohlenbergbau eingeführt hatte und der nachzueifern alle werktätig Schaffenden sich befleißigen sollten.) Aus den beiden Reisekörben entfernten wir alle Gegenstände, die wir im Moment nicht so dringend benötigten, und packten sie dafür mit den vorrangig begehrten Dingen voll, liehen uns vom Werkstattinhaber einen Handwagen und rollten diesen mit den beiden Körben zum Eckartsbergaer Bahnhof, wo wir sie als Passagiergut aufgaben. Als wir mit dem leeren Gefährt nach Reisdorf zurückkehrten und dort die verbliebenen Sachen neuzusammenrichteten, war es schon nahezu finster geworden. Glücklicherweise hatten unsere beiden massigen Gepäckstücke den Weimarer Bahnhof mit dem gleichen Zug erreicht. Wir nahmen uns ein Taxi. Jeder mit einem schweren Reisekorb auf den Knien - so langten wir schließlich wohlbehalten in der Bodelschwingstraße an. Endlich konnten wir wieder von Tellern essen, konnte Elfriede die Gardinen bügeln und aufhängen und jeder sein Haupt in ein eigenes Kissen betten. Ein wesentlicher Schritt zurück zur Kultur war mit diesem Tage getan.

Als sehr unangenehm empfanden wir, daß selbst nach einer weiteren Woche unsere restlichen Sachen aus Reisdorf nicht eintrudeln wollten. Für Freitag wurden sie uns zwar fest versprochen, doch erfolgte dann wiederum null-komma-nichts. So entschlossen wir uns, ein zweites Mal persönlich hinzufahren und soviel mit der Bahn wegzuspedieren, wie sich nur ermachen ließ. Es gelang mir, im Betrieb für Sonnabend vormittag (16. Oktober) gegen Nacharbeit in der folgenden Woche freizubekommen. So zogen wir denn gleich früh durch das noch nebelverschleierte Weimar mit den beiden leeren Reisekörben, die das Frachtgut aufnehmen sollten. Als wir im Bahnhof Eckartsberga eintrafen, hatte die Sonne

längst die grauen Wände sieghaft durchstoßen. Ein überwältigend schöner Herbstmorgen brach an - kein Vergleich mit der tristen Nachmittagsstimmung vom 7. Oktober. Hurtig ging es an die Arbeit. Sie machte uns geradezu Spaß. Wir holten alle Gegenstände aus dem Schrank und den Kartons heraus und verstaute sie in den Reisekörben, die wir dann mitsamt dem halben Kartoffelsack über die Chaussee zum Bahnhof Eckartsberga karrten und dort als Expresgut aufgaben. Stehen blieben in dem Hermannschen Schuppen nur noch Elfriedes nunmehr ausgeleerter Bücherschrank, der ehem. Radiotisch, die Stehlampe und der kleine Küchenherd - Gegenstände, die wir nicht gut mit dem Handwagen wegschaffen und auch nicht gern der Bahn anvertrauen wollten. Nach Reisdorf zurückgelangt, unternahmen wir auf Anraten des Werkstattinhabers noch einen Vorstoß zur VEB-Ziegelei des Ortes. Sie habe des öfteren Lieferfahrten nach Weimar auszuführen und könne doch gut und gern die verbliebenen Sachen mitnehmen. Wir traten durch die Tür mit der Aufschrift "Geschäftsleitung" und sahen uns im Raum zwei Männern mit ziemlich grobförmigen Schädeln und knollennäsigen Gesichtern gegenüber. Beide trugen das leuchtende Parteibonbon auf dem Rockaufschlag. Eine Verständigung mit dem offensichtlich vormaligen Ziegeleiarbeiter und jetzigen "Genossen" Geschäftsleiter sowie seinem Beisitzer wollte nicht gelingen. Erst dauerte es eine Ewigkeit, bis unsere Gesprächspartner überhaupt begriffen, welches Anliegen uns hergeführt hatte. Als schließlich der Groschen gefallen zu sein schien, schalteten sie absichtlich auf stur und knurrten etwas von "volkseigenem Betrieb", der keine Privataufträge erledigen dürfe. Der Hinweis, daß auch wir zum Volke gehörten, von Rechts wegen also Mitbesitzer dieser Ziegelei seien und darum von ihr auch mal einen geringfügigen Gefälligkeitsdienst in Anspruch nehmen könnten, lag mir zwar auf der Zunge, doch unterließ ich ihn angesichts der völligen Humorlosigkeit dieser beiden Treuhänder des Volksvermögens. So verabschiedeten wir uns kurz und schmerzlos.

Da sich mehr im Augenblick nicht ausrichten ließ, hätten wir nun die Rückfahrt antreten können, doch lockte das wundervolle milde Herbstwetter, sich noch ein wenig in jener Gegend umzuschauen, die wir von Weimar aus normalerweise kaum aufgesucht hätten. In einem für Dorfverhältnisse überraschend warenreich ausgestatteten HO-Geschäft in Reisdorf, wo nur die Bedienung mit ländlicher Umständlichkeit schaltete und waltete, tätigten wir noch einige Lebensmittel-einkäufe und schritten dann auf der nun schon sattsam bekannten Landchaussee dem Städtchen Eckartsberga entgegen, das sich jenseits der Bahnlinie hangaufwärts erstreckte, krönend überragt von den zwei mächtigen, weit auseinanderliegenden und in den Spitzen längst abgebröckelten Türmen der Eckartsburg. Diese vor allem wollten wir uns einmal ansehen. Doch zunächst veranlaßte uns der nach den vorangegangenen körperlichen Anstrengungen sich regende Mittagshunger zu einer Einkehr im Ratskeller. Dort ging es recht lautstark zu. Behördenbedienstete und andere Lokalgrößen hatten sich nach mittäglichem Dienstschluß zu einem Umtrunk zusammengefunden. Bier floß reichlich. Man trank - ob mit vorgetäuschem oder gar wirklichem Ernst, wer wollte das so genau unterscheiden - auf den bevorstehenden großen Sieg der "Nationalen Front" in der morgigen Volkskammerwahl und schloß Wetten ab, ob die Wahllokale schon gegen 14 Uhr schließen könnten oder nicht. Nach einer entsetzlich langen Wartezeit, die unseren Appetit noch gesteigert hatte, ließen wir uns, abgekehrt vom Biertischgeschrei, den üppigen Berg von Sülze mit Bratkartoffeln und Majonaise munden, zahlten und stiegen dann den romantischen Burgweg hinauf zu dem mehr als tausend Jahre alten Kastell. Diese Eckartsburg mußte einst eine imponierende Anlage gewesen sein. Außer den schon erwähnten Ecktürmen waren vom Mittelteil der Burg nur noch niedrige Grundmauern erhalten geblieben, die, wie jene der Rudelsburg, aus grau-weißem Muschelkalkgestein bestanden. Nach längerem Verweilen in dem urtümlichen Gemäuer spazierten wir weiter durch den in leuchtender Buntfarbenpracht prangenden Laubwald bis zu einer freien Höhenfläche, auf der - nicht weit voneinander entfernt - zwei völlig morsche und dem Verfall preisgegebene Windmühlen standen. Der Blick von dem Plateau war einzigartig schön. Wir sahen über den langgestreckten Kamm der

Finne, über Wälder und Ackerflächen bis ins Unstrutgebiet. Sich von dieser beglückenden Aussicht wieder zu trennen, fiel uns schwer.

Wir wählten den gleichen Weg zurück. Ein Mauerblock der Eckartsburg war zu einer bescheidenen HO-Kaffee-Station ausgebaut worden. In Anbetracht der Besonderheit des Tages leisteten wir uns noch eine Tasse Bohnenkaffee. Dabei konnten wir von hier oben eine ebenfalls recht lohnende Fernsicht ins Thüringische Becken genießen. Die Rundfunk-Übertragung eines Fußball-Länderkampfes zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich aus dem Niedersachsen-Stadion zu Hannover lenkte meine Aufmerksamkeit allerdings ein wenig ab. Ich wunderte mich, daß man keine Hemmungen kannte, in einem öffentlichen Lokal den Westsender laufen zu lassen. Damals empfand sich die Bevölkerung im Sport aber noch ganz und gar solidarisch mit dem Westen und dachte nicht daran, die von den Funktionären eifrig betriebenen Spaltungsabsichten mitzuvollziehen. So hatten sich, als im Juni desselben Jahres der Fußball-Nationalmannschaft der Bundesrepublik wider jegliche Voraussicht der Weltmeistertitel zugefallen war, fast alle sportlich Interessierten der Zone von einem wahren Begeisterungstaumel anstecken lassen.

Die Zeit gemahnte zum Aufbruch. Wieder ging es durch Eckartsberga, das wegen des morgigen Volkswahlsonntags schon Fahنشmuck angelegt hatte und das - wie alle anderen Orte auch - mit Transparenten, Plakaten und sonstigen Inschriften förmlich übersät war. Sie gipfelten in der haßdurchdrungenen Aufforderung: "Deine o f f e n e Stimme den Kandidaten der Nationalen Front - ein Schlag gegen Adenauer und das monopolkapitalistisch-imperialistische Kriegstreiber-gesindel!" Als wir den Stadtrand hinter uns gelassen und die ehemalige Landesgrenze zwischen der Provinz Sachsen und Thüringen überschritten hatten, zog die in einem rotgoldenen Wolkenflor über den weiten Flächen des Ackerlandes niedergehende Sonne unsere Blicke bannend auf sich und ließ mich wie von selbst die Worte aus Goethes "Faust" sprechen:

Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünungebneten Hütten schimmern!
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!

Allerdings war es kein faustischer Erkenntnisdrang, der uns mit so hochpoetischen Worten erfüllte, sondern eher ein Dankgefühl, ein inneres Frohlocken darüber, daß die dumpfe und vergiftete Atmosphäre der von niederen Gewalten beherrschten Diesseitswelt ein Abglanz höherer Ordnung überstrahlt und uns herausruft. So schieden wir von Eckartsberga und fuhren, um mannigfache Eindrücke bereichert, unserer Weimarer Heimstätte entgegen.

VII. "Viehzählung"

Einen Tag nach unserer zweiten Eckartsberga-Tour erfolgte in der gesamten Sowjetzone die Wahl zur neuen Volkskammer. Dieses Ereignis hatte seine Schatten bereits weit vorausgeworfen. Wir waren durchaus nicht erst durch die im vorigen Kapitel erwähnten Parolen, Fahnen und Spruchbänder von Eckartsberga auf den so wichtig genommenen Akt hingewiesen worden. Längst vorher hatten Radio, Presse, Plakatanschläge und fahrbare Lautsprecher das Volk mit riesigen Agitationslawinen überschüttet. Und in den Betrieben hatten die Schulungsleiter entsprechend durchgreifende Kampagnien entfacht. Nicht zuletzt waren sog. Agitprop-Trupps von Haus zu Haus gezogen, um auch dem Letzten in der Bevölkerung die "richtige Entscheidung" schmackhaft zu machen.

Kurz nach Elfriedes Rückkehr aus Leipzig hatte ein etwas korpulenter Herr bei uns angeklopft, der auf den ersten Augenschein den Eindruck eines spießbürgerlichen Beamten erwecken mochte. Sein versteckt-lauernder Blick ließ mich jedoch gar bald stutzig werden, vollends als er nach einer allgemein gehaltenen Einleitung, in der er sich als Nachbar Würzburger vorstellte und uns zum Einzug nachträglich beglückwünschte, den eigentlichen Zweck seines Kommens enthüllte. Er sei Hausvertrauensmann, an den wir uns in allen Angelegenheiten wenden könnten. In dieser Eigenschaft wolle er uns denn auch auf die Volkswahl am 17. Oktober aufmerksam machen und sich mit uns noch ein wenig darüber aussprechen. Ich reagierte auf dieses Ersuchen ziemlich frostig mit der knappen Bemerkung, wir fühlten uns schon hinlänglich aufgeklärt. Daß ich ihn gar nicht erst zur Tür einließ, sondern gleich auf der Treppe abfertigte, muß nachgerade als unhöflich bezeichnet werden, entsprach aber dem natürlichen Verlangen, sich mit Leuten seines Schlages gar nicht erst in eine politische Diskussion einzulassen. Lediglich die Wahlliste vorher einzusehen und mich davon zu überzeugen, daß unsere Namen darin aufgenommen seien, versprach ich. Am nächsten Tag erhielt ich von Wentzels, unseren Mitbewohnern, einen anerkennenden Händedruck dafür, daß ich Herrn Würzburger so kurz und bündig abgeblitzt hatte. Sie mußten die Unterredung hinter offenem Türspalt verfolgt haben. Für die Zukunft rieten sie mir jedoch zu größter Vorsicht vor diesem Menschen. Er sei beruflich Hauptmann bei der Volkspolizei und im zivilen Dasein ein höchst gefährlicher Spitzel und Zuträger. Überdies habe er nicht die Funktion eines einfachen Hausobmannes wahrzunehmen, der die Lebensmittelkarten verteile, sondern diejenige eines Abschnittsbevollmächtigten oder wie man das nennen solle. Bei den Nazis sei dieser Posten mit Zellenleiter bezeichnet worden.

Die Anweisung, bis eine Woche vor dem Wahltag die Wahlliste einzusehen, erging übrigens nicht nur an Personen, die gerade umgezogen waren, sondern an die gesamte wahlberechtigte Bevölkerung der Zone. Ja, dieser Akt wurde geradezu in den Rang einer Vorpflchtübung erhoben. Zu bestimmten Tagen und Stunden mußte sich jeweils ein Mitglied des Wahlausschusses eigens mit der Liste in das Wahllokal setzen und alle Leute abhaken, die die Einsicht, wie gewünscht, vorgenommen hatten. Während die meisten anfänglich den neu eingeführten Ritus bewitzelten und nicht daran dachten, ihn zu befolgen, war zum Schluß kaum noch jemand übriggeblieben, der sich von dem Akt ausgenommen hatte, hieß es doch ganz allgemein, wer solchem Verlangen nicht nachkomme, habe bereits einen schwarzen Punkt weg.

Nun wäre der gesamte Rummel bis zu einem gewissen Grade noch begreiflich gewesen, wenn wirklich eine Wahl angestanden hätte, die diesen Namen verdient. Von einer solchen aber konnte seit Etablierung der Zone als Staat keine Rede mehr sein. Lediglich im Jahr 1946 hatte es noch eine Parteienwahl gegeben, obwohl auch diese schon keineswegs als frei und fair bezeichnet werden konnte. Die beiden nichtmarxistischen Parteien CDU und LPD hatten nur ganz geringe Möglichkeiten gehabt, ihre Ansichten und Forderungen öffentlich zu vertreten.

Die Kommunikationsmittel wie Presse und Rundfunk befanden sich schon damals so gut wie ausschließlich in den Händen der SED. Der Druck der sowjetischen Besatzungsmacht, nur dieser Partei das unumschränkte Vertrauen zu schenken und keine bürgerlichen Abwege einzuschlagen, hatte viele Menschen eingeschüchtert und von einer Option zugunsten der anderen Listen ferngehalten. Wenn dennoch die allmächtige Staatspartei nur wenig mehr als 50% aller Stimmen, in den größeren Städten vielfach sogar weniger als die Hälfte hatte einheimen können, mußte das zu denken geben. Die Spitzenfunktionäre ließen sich für die Zukunft gewarnt sein. Wahlen mit demokratischem Anstrich fanden seither nicht wieder statt. Vielmehr wurde von da an jeweils nur noch eine Einheitsliste präsentiert. Den Löwenanteil der Plätze erhielten selbstverständlich die Kandidaten der SED, verstärkt noch von den Abgesandten der sog. Massenorganisationen wie FdGB (Freier Dt. Gewerkschaftsbund), KBzdE (Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands), FdJ (Freie deutsche Jugend), DFB (Demokrat. Frauenbund), KG (Konsum-Genossenschaft), VdGB (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe), die fast ausnahmslos ebenfalls der SED angehörten bzw. von ihr abhängig waren. Hinzu kamen noch Plätze für zwei inzwischen neu gebildete, aber unmittelbar SED-hörige Parteien, die NDP (Nationaldemokratische Partei), in der man ehemalige Offiziere und reumütige Nazis sammeln wollte, und die kaum Mitglieder umfassende Demokratische Bauernpartei. So blieben für CDU und LPD zusammen nur noch 93 von insgesamt 385 Plätzen reserviert. Sie stellten absolut keine Basis dar für eine Veränderung an der bestehenden Machtverteilung. Überdies besaßen die beiden sog. bürgerlichen Parteien nicht einmal die uneingeschränkte Möglichkeit, diejenigen ihrer Mitglieder für die Volkskammer und ebenso für die Land- und Gemeinderäte als Kandidaten zu benennen, die sie für geeignet hielten. Wenn deren Nasenspitze den Funktionären der SED nicht behagte, fanden diese rasch einen Grund, ihnen vergangene, oft aber gar nicht vorhanden gewesene Nazineigungen nachzusagen oder ihnen sonstige Fallstricke zu drehen, so daß ihre Kandidatur wieder zurückgezogen werden mußte. Hinzu kam, daß unter kräftiger Nachhilfe der sowjetischen Besatzungsmacht beide Parteien ihrer ursprünglichen Führer, so z.B. der CDU-Vorsitzenden Jakob Kaiser und Ernst Lemmer, längst beraubt worden waren. An ihre Stelle hatte man willfähige Kreaturen wie Otto Nuschke, Gerald Götting oder Johannes Dieckmann geschoben, deren Günstlinge wiederum die Bezirks- und Kreisvorstände besetzt hielten. So konnten eben auch die Vertreter der CDU und LDP nicht mehr als Leute gelten, die uneingeschränktes Vertrauen verdienten.

Vollends zur Farce gelangte das ganze Unternehmen, als bekannt wurde, daß die Stimmzettel lediglich den Aufdruck erhielten: "Stimmzettel für die Wahl der Volkskammer der Deutschen Demokratischen Republik. Liste der Nationalen Front des demokratischen Deutschlands: Grotewohl - Ulbricht - Nuschke - Götting - Dieckmann - Loch - Bolz". Es gab weder einen Ja- noch einen Nein-Kreis zum Ankreuzen. So etwa eine Woche vor dem Termin veröffentlichten die Zeitungen erste Resolutionen aus Großbetrieben, in denen sich die gesamte Belegschaft unterschriftlich verpflichtet hatte, ihre Stimme am 17. Oktober offen - d.h. ohne Benutzung der Wahlkabinen - den Kandidaten der Nationalen Front zu schenken. Die Welle derartiger Selbstverpflichtungen pflanzte sich rapid fort und wurde mit ungeheuerem Propagandagetöns unterstützt. Hinter dieser massiven und dennoch raffiniert gelenkten Aktion verbarg sich natürlich nichts anderes als die nackte Angst der Machthaber, bei einer Kabinenwahl könnte ihr die Bevölkerung nicht in dem Maße hörig sein wie gewünscht. Der Schock vom 17. Juni des Vorjahres, als sich der Volkswille geradezu eruptiv Bahn gebrochen hatte und, wären nicht sowjetische Panzer aufgefahren, die verhaßte Bonzenherrschaft mit Stumpf und Stiel hinweggefegt hätte, saß den maßgebenden Funktionären zweifellos noch viel zu tief in den Knochen. Bezeichnenderweise kompensierten sie ihre eigene Angst und Unsicherheit dadurch, daß sie ihrerseits Furcht und Zittern unter die Bevölkerung streuten. Allenthalben raunte man sich zu, wer seine Stimme nicht offen abgebe, gelange auf die Liste der

Friedensfeinde und müsse in Berufs- und allen sonstigen Angelegenheiten, über die der Staat zu befinden habe, mit erheblichen Benachteiligungen rechnen. Als weitere Auflage kam noch hinzu, man habe gleich am frühen Morgen zur Wahlurne zu gehen. Wer erst am Nachmittag erscheine, stelle sich nicht das Zeugnis eines seiner Friedenspflicht bewußten Staatsbürgers aus. In diesem Stile war die gesamte öffentliche Agitation geprägt.

Nun hatten Einrichtung und Ausgestaltung unserer bescheidenen Kleinstwohnung, das Problem des in Reisdorf hängen gebliebenen Transportgutes und alle sonstigen persönlichen Dinge, die das Leben einer jungen Ehe erfüllen, sowohl Elfriede als auch mich weit intensiver beschäftigt als die bevorstehende Schwindelwahl und das sie begleitende Tamtam. Dennoch ärgerte mich in nicht geringem Maße die Art und Weise, wie ein an sich hochstehendes Volk bzw. richtiger: der östlich einer willkürlich gezogenen Trennungslinie wohnhafte Teil eines Volkes gesinnungsmäßig unter die mal lockend, mal drohend geschwungene Fuchtel einer fremden Ideologie gezwungen werden sollte. Der Entschluß über mein Verhalten am Wahltag entstammte einfachen, im Grunde selbstverständlichen, man könnte freilich auch sagen: einfältigen, unflexiblen Überlegungen: "Als demokratisch gesonnener Staatsbürger bin ich zur Stimmabgabe verpflichtet. Wenn die Lokale von 8 bis 20 Uhr offen stehen, hat man mir jedoch nicht vorzuschreiben, schon in der Morgenstunde den Wahlakt zu vollziehen. Meine Stimme kann ich außerdem nur einer Liste geben, auf der Persönlichkeiten meines Vertrauens stehen. Eine Partei bzw. eine Listengemeinschaft, die nach meiner Überzeugung nicht dem wirklichen Wohl des Staates dient, muß ich verwerfen. Vor evtl. daraus erwachsenden persönlichen Benachteiligungen darf ich nicht zurückschrecken. Schon im Herbst 1950, als zum ersten Mal die offene Stimmabgabe gefordert wurde, hatte ich die Wahlkabine aufgesucht, den Stimmschein durchgestrichen und ein unmißdeutbares 'Nein' daraufgeschrieben, ohne daß ich hinterher von irgendeiner Seite wegen dieses Verhaltens zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Warum es diesmal also anders machen? Aus den schlimmen Nazijahren sollten wir Deutsche doch gelernt haben, daß wir viel zu feig gewesen sind, viel zu wenig Zivilcourage unter Beweis gestellt und uns somit die Verachtung der übrigen Welt aufgeladen haben. Ein gleiches Versagen darf sich nicht wiederholen." Solchen Gedankengängen stimmte Elfriede tapfer zu.

Es wurde jedoch allenthalben immer deutlicher, wie wenige Mitbürger sich diesen Standpunkt zu eigen machten. Im vertrauten Kreis zuckten wohl viele über die bevorstehende 'Viehzählung' verächtlich die Achseln, hielten es aber für grundverkehrt, ja sinnlos, sich in irgendeiner Weise zu exponieren. Den Schwindel muß man eben über sich ergehen lassen - und wenn einem noch so sehr das große K. ankommt, lautete die allgemeine Devise. Viele hatten die in ähnlichem Sinne gehaltenen Anweisungen der Westsender abgehört, welche überdies versicherten, die freie Welt erkenne die Art der Wahl und das von vornherein feststehende Resultat von 99,9% Zustimmung keinesfalls an. Und damit besänftigten sie ihr ohnehin nicht sonderlich reges staatsbürgerliches Gewissen. Selbstverständlich wäre es billig gewesen, vom sicheren Port der Bundesrepublik die Bevölkerung der Zone aufzurufen, am 17. Oktober gegen den Willen der Staatsmacht zu demonstrieren, doch konnte ich über diese Art von gewiß gut gemeinter, dem inneren Menschen jedoch kaum dienlicher Empfehlung, die ich mangels Gerätes allerdings nicht selbst abgehört hatte, nur mißbilligend den Kopf schütteln. Ich beschloß, mir selbst treu zu bleiben und meinerseits nicht auch noch zu versagen. Nicht für umsonst wollte ich Ernst Wiecherts Buch "Der weiße Büffel oder von der großen Gerechtigkeit" gelesen und nichtvergebens mir seinen Satz an die deutsche Jugend aus dem Jahr 1935 zu Herzen genommen haben: "So bitte und beschwöre ich Sie heute, ... niemals sich dahin bringen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt. Und niemals, meine Freunde, niemals dahin, zu dem Heer der Tausend und Abertausend zu gehören, von denen gesagt ist, daß sie 'Angst in der Welt' haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes wie eines Volkes so zerfrißt wie die Feigheit".



Der von so vielen verwünschte und verfluchte Tag brach an - äußerlich so strahlend schön, wie der Vortag geendet hatte. Nach der vorangegangenen Eckartsberga-Reisdorf-Strapaze schliefen wir uns früh erst einmal gründlich aus, tranken in Gemütsruhe Kaffee und gingen dann hinab zur Oberweimarer Kirche in den Gottesdienst, der dort immer erst 10.30 Uhr begann, weil der Pfarrer vorher jeweils im benachbarten Ehringsdorf zu predigen hatte. Diese Oberweimarer Kirche war übrigens eines der ältesten Gotteshäuser der dortigen Gegend mit einem düsteren Bruchsteinmauerwerk und einem kunstgeschichtlich bedeutenden Spitzbogenportal aus dem Jahre 1360. Mitten unter dem breiten Turm fand, was in der Baugeschichte nur selten seinesgleichen haben dürfte, ein Bach seinen Durchschlupf. Den Eindruck des Dunklen, Altersschweren vermochte im Inneren die barocke Altarausstattung nicht zu mildern. Während Elfriede sich nach Rückkehr anschickte, ein Mittagessen zu bereiten, begab ich mich mit einem von Wentzels geborgten Rollwägelchen zum Weimarer Bahnhof, um dort einen der am Sonnabend von Eckartsberga abgesendeten Reisekörbe abzuholen. (Wegen der Kleinheit des Gefährts konnte ich den zweiten nicht mit aufladen.) Als ich zurückkam, zeigte der kleine Uhrzeiger schon auf den zweiten Strich. Herr und Frau Wentzel standen gerade vor der Haustür, um zum Wahllokal zu gehen. Sie - eine sonst ziemlich robust-resolute Frauensperson - lispelte mit flattrig-erregter Stimme:

"Ja, die Wahlschlepper sind doch überall schon unterwegs und treiben die Leute aus den Häusern. Furchtbar das Ganze!"
Wir ließen uns indessen erst einmal unser Schnitzel schmecken. Dann sagte ich zu Elfriede:

"Am besten, ich hole gleich noch den anderen Reisekorb von der Bahn. Die Wahl hat schließlich noch Zeit."

Gegen 16 Uhr traf ich wieder ein.

"Sie waren unterdessen schon dagewesen", eröffnete Elfriede mir als erstes. "Du warst kaum zum Tore hinaus."

"Dieses dreckige Lumpengesindel", knirschte ich zwischen den Zähnen hervor. "Trotzdem - jetzt wird erst noch Kaffee getrunken."

Elfriede hatte aus der von meinen Kolleginnen und Kollegen zum Hochzeitstag geschenkten elektrischen Backform einen knusperbraunen Streuselkuchen hervorgezaubert. Gerade führte ich ein Stück des deftigen Gebäcks mir zum Munde, als es schellte. Ein junger Mann stand vor der Gartentür.

"Herr Fleischhack, ja? Der Wahlausschuß der Nationalen Front fordert Sie und Ihre Frau ganz dringend ..."

"Zum Teufel auch!" fuhr ich unwirsch dazwischen. "Wir haben jetzt etwas anderes zu tun. Bestellen Sie Ihren Herren einen schönen Gruß. Die Wahl geht bis 20 Uhr. Und bis dahin werden wir dort gewesen sein."
Der junge Mann kehrte auf den Hacken um und schritt grußlos von dannen.

"Deine Reaktion war viel zu heftig gewesen. Mit eiskalter Höflichkeit hättest du kontern sollen", zürnte ich mir selbst. Auf einmal wollte der so leckere Kuchen nicht mehr schmecken. Mit der bislang künstlich hochgehaltenen Ruhe war es vorbei. "Das werden sie dir schwer ankreiden." Immer wieder schwemmte diese Befürchtung nach oben. Doch der Stolz siegte und ließ mich und Elfriede noch bis nach 17 Uhr im Hause verharren, hätte doch der unverzügliche Gang zum Wahllokal schon die halbe Kapitulation bedeutet.

17,30 Uhr betraten wir das abseits der Ortschaft Oberweimar am Ilmhang gelegene 'Klubhaus der Jugend', in dem sich das Wahllokal befand. Dieses ebenerdige, äußerlich kaum auffallende Gebäude zeichnete sich im Inneren durch eine eigenartige Raumgruppierung aus. Und zwar lagen eine Anzahl kleinerer Zimmer kranzförmig um einen großen Zentralraum, der sein Licht wohl nur aus Oberluken empfing. Dieses Bauwerk hatte sich etwa 35 Jahre zuvor einen Namen erworben, war es doch von der 1919 in Weimar etablierten Bauhaus-Bewegung als erstes "Musterhaus" und Ausstellungsgebäude eigens errichtet worden. Doch in der noch immer währenden Periode stalinistischer Zuckerbäckerarchitektur verachtete man die Bauhausbewegung als bürgerlich-dekadent und schwieg sie tot.

So erinnerte keine Gedenktafel daran, daß hier einst Leute wie Klee, Kandinsky, Gropius, Feininger usw. gewirkt hatten. In den Köpfen der einsässigen Weimaraner war die bereits 1925 zu Ende gegangene Bauhaus-Zeit ohnehin nur als ein von Halb- bis Dreiviertelverrückten entfachter Spuk vorbeigerauscht, ohne jegliche Wirkspuren zu hinterlassen. Ich selbst hatte übrigens an jenem 17. Oktober, als ich mit meiner jungen Frau in Ritter-Tod-und-Teufel-Stimmung dieses von seinem einstigen Inventar entblößte und jetzt mit rotem Fahmentuch und FDJ-Symbolen drapierte Gebäude betrat, nicht die leiseste Ahnung, mich hier sozusagen an der Geburtsstätte der heute - ob nun zu Recht oder zu Unrecht, das möchte ich ganz dahingestellt sein lassen - unlöslich in der Kunstgeschichte verankerten Bauhausbewegung zu befinden. Ziemlich legere hockten Wahlvorstand und Beisitzer in dem großen Mittelraum beieinander und mochten wohl gerade das letzte Abschneiden der Fußballmannschaft von 'Turbine Weimar' durchdiskutieren. Als sie uns beiden Spätankömmlinge erblickten, gerieten sie aber sofort in gespannte Aufmerksamkeit und reckten ihre Hälse.

"Ach, da ist ja der Herr, der uns die freundlichen Grüße aufgetragen hat", rief mir eine Stimme entgegen. Sie gehörte keinem anderen als jenem Herrn Würzburger, den ich zu Anfang dieses Kapitels vorgestellt hatte. Hier fungierte er als Mitglied, wenn nicht sogar als Vorsitzender des Wahlvorstandes. Mich durchfuhr ein eisiger Schauer, als ich in sein maliziöses Grinsen starrte, doch biß ich die Zähne zusammen, nahm die zwei Fetzen Papier (einen für die Volkskammerwahl, den anderen für die Bezirksratswahl) und schaute mich in dem weiten Raum um, bis ich endlich in einer dunklen Ecke so etwas wie eine Kabine erspäht hatte. Etliche Stühle und Tische versperrten den unmittelbaren Zugang. Ich mußte mich bogenförmig durch die Hinderniskette schlängeln. Die Schreibfläche war mit dickem grünen Filz ausgeschlagen. Als ich den nadel-scharf gespitzten Bleistift ansetzen wollte, um einen Strich durch sämtlich Kandidatennamen zu ziehen, riß ich auf der unmöglichen Unterlage gleich ein Loch in den lappigen Schein. Daraufhin drückte ich ihn gegen die Pappumrandung der Kabine, die aber sogleich nach außen zu kippen drohte. Schließlich gelang es mir doch noch, den Strich zu vollenden und ein in der Erregung recht zitterig geratenes, doch nicht wegzudeutendes "Nein" hinzuzufügen und den Zweit-zettel in gleicher Weise zu beschriften. Elfriede folgte mir mit denselben Handhabungen auf dem Fuße.

"Du glaubst nicht, mit welchen Stielaugen sie hinter Dir hergeblickt haben, als Du auf die Kabine zusteuerst", sagte sie mir, sobald wir wieder draußen waren und dem Birkenwäldchen entgegen-schritten.

"Luft, Luft!" erwiderte ich nur und atmete tief in den dämmrigen Abendhimmel.

Am nächsten Morgen gab es unter uns Kollegen im Betrieb noch heiße Diskussionen über die Volks"viehzählung". Es herrschte höchste Verbitterung. Angknüllt oder vor Ekel zwischen zwei Fingerspitzen nehmend hatten manche ihre Stimm-zettel in die Urne geworfen, der Nötigung zur offenen Abgabe sich damit jedoch nicht widersetzt. Ein jüngerer Mitarbeiter ummäntelte sein eigenes Versagen mit einer sophistisch zu nennenden Argumentation und ließ sich unter beifälliger Zustimmung einiger anderer gerade über die verschwindend wenigen aus, welche die Kabine aufgesucht hatten. Diese bornierten Querköpfe hätten das hundertprozentige Ergebnis vereitelt und die Urheber der Wahl vor der Welt-öffentlichkeit nicht genug in den Geruch der Lächerlichkeit gebracht. Herbert Lipfert aber, ein Kollege, mit dem ich bis dahin noch kaum viel Worte gewechselt hatte, doch soll von ihm in den geplanten weiteren Teilen meines Berichts noch häufig die Rede sein, las solchen Verfechtern kräftig die Lefitten, hatte er doch in seinem Heimatdorf Grumbach im Lobensteiner Zipfel so wie Elfriede und ich votiert.

"Also, was hätte dieses Regime für eine Blamage einstecken müssen", so seine Worte, "wenn jeder von denen, die es ablehnen - und das sind doch die allermeisten -, gestern dieses eine Fünkchen Mut aufgebracht hätte. Im übrigen ist doch ganz klar: Je mehr Leute sich nicht einschüchtern lassen, desto weni-

ger kann der Staat gegen sie ausrichten. Er kann sich doch nicht erlauben, zwei Drittel oder noch mehr seiner Bürger hinter Schloß und Riegel zu setzen." Leider war es aber nun nicht so, wie es hätte sein sollen. Nur die Lipferts, Fleischhacks und ein paar andere stille Rebellen im Lande hatten ihren Namen gewissermaßen eigenhändig auf die berühmte "schwarze Liste" gesetzt. Ein ausgesprochen unbehagliches Gefühl begleitete mich in den folgenden Tagen und Wochen. Als kurz darauf eine Verzögerung in der Postzustellung eintrat, die ganz andere Ursachen gehabt haben mochte, reagierte ich darauf gleich mit erheblicher Nervosität.

Anfang November bewegte mich die Nachricht schmerzlich, daß meinem in der Leipziger Deutschen Bücherei beschäftigten Freund und Kollegen Heinz Bassenge, der, wie schon erwähnt, bei unserer Hochzeit mitgewirkt hatte, der Arbeitsplatz fristlos gekündigt worden war. Wie ich später von ihm selbst erfuhr, hatte er seiner Kollegin einen Posten kniffliger Aktenvorgänge handschriftlich mit dem spaßhaft gemeinten Vermerk "Mit Heil und Sieg" zur weiteren Erledigung zugeleitet, was jedoch von fremden Augen entdeckt und unverzüglich dem von der Partei eingesetzten, praktisch also über alles bestimmenden Direktor-Stellvertreter gemeldet worden war, der, ein übler SED-Scharfmacher, in dieser an sich lächerlichen Lappalie nichts anderes als eine "unerhörte faschistische Provokation" erblicken wollte. Dabei war Heinz als Sohn eines bekennnistreuen Pastors mitnichten Anhänger geschweige denn Mitglied der Nazipartei gewesen. Seine enge Bindung zu kirchlichen Kreisen, die er nie verhehlt hatte, mochte denn wohl den eigentlichen Stein des Anstoßes gebildet haben. Man hatte nur nach einem billigen Vorwand gesucht, um den "gesellschaftlich unerwünschten" Kollegen abhalftern zu können. Glücklicherweise hatte er - seiner Ausbildung zufolge nicht Bibliothekar, sondern Buchhändler - bald nach seiner Entlassung Aufnahme bei der Leipziger Filiale der Evangelischen Verlagsanstalt gefunden, so daß er nicht auf der Straße zu liegen brauchte. Dennoch stimmte mich der gesamte Vorgang sehr nachdenklich und unterstrich erneut, wie gefährdet im ostzonalen Staat die Existenz eines Menschen ist, der nicht im Fahrwasser der Masse schwimmt.

Wie gabelten wir uns? Wir waren uns, als es am 25. Oktober - nach weihnachtlicher Partyszeit - die ersten kirchlichen Gegenstände zum Besonderen wurden, unter uns durch aus andächtig allen Anwesenden vorzutragen. Ich glaube, nur wenige Tage später wurde sich bei dem Vortrag der Partei, Brandenburgische Landesregierung, die von der Kirche in die Besetzung zu kommen, zu handeln sich zu einem durchsichtigen gewaltigen neuen jüngerer Mann mit vornehmlichem Hintergrund, seine Argumentation, indem wir der es war die Möglichkeit des Vertragsabschlusses glaubte werden. Und zu sagen, enthielt nicht einer vorläufigen Linie und hatte das in Worten unserer Vaterlandschaft wohl kein einseitiges Mandat abgelehnt. Er war es nämlich, wir hätten uns ja als solche ganz gut eingerichtet, sollten dabei aber nicht übersehen, daß diese, demnach und dergleichen nicht schlechter einer privaten Regie, sondern sollte das eine der Nutzung anvertrauten Volkswirtschaft sein und nicht zuletzt das eigene Land von uns mit den erforderlichen Skizzen und Zeichnungen versehen werden sollten. Diese drei eingeleitete Besprechungen, die wir als bescheidene Lichte auf den in 1949-1950 geltenden Eigenumsatz.

Wie ziffrige Kirche in Westdeutschland hatte begonnen unter weihnachtlichen Alltagsdramen begonnen, das wir durch die Kirche und jeder natürlichen Bewegung zu beschreiben gedachten. Es wäre zunächst der Versuch, den eigenen kirchlichen Betätigungsfeldern zu entsprechen, in Bezug, Stuttgart, bei dem ich mich angesprochen hatte, zunächst eine Studienratin, Frau Frieda, der ich - wie in kirchlichen Kreisen damals gewöhnlich angewandt und auch gar nicht gern gesehen war - zunächst als "die Liberatorin" bekannt, die Frau: "Wie erklärt sich der schillernde Ring der Kirche, wenn über die Gleichberechtigung des Mannes?" Es war ein staunenswerter, von hieraus den Detailbeständen

VIII. Geistige und kulturelle Anteilnahme

Hatten wir ursprünglich darauf gebaut, Elfriede könnte zum 1. Oktober ihre neue Stelle im Weimarer Reisebüro antreten, verschob sich der Arbeitsbeginn dann doch um etliche Wochen. Zunächst waren wir gar nicht so unglücklich darüber, gab es doch in unserer Wohnung noch eine gute Menge zu ordnen und zu richten. Als wir aber feststellen mußten, daß wir uns finanziell völlig verausgabt hatten und nur mittels eines Zuschusses aus Waldenburg über die nächste Runde gelangen konnten, lag uns schon sehr viel an einem baldigen zusätzlichen Verdienst. Wie Elfriede bei ihrer Vorsprache am 18. Oktober erfuhr, fürchtete man die Anordnung, die Buchhaltung des Weimarer Reisebüros an die Zentralstelle nach Erfurt zu verlegen. In diesem Falle könne ihre Einstellung nicht erfolgen, die Entscheidung hierüber fiel auf einer für 26.-28. Oktober anberaumten Konferenz. So hieß es also, sich weiter in Geduld zu fassen. Wider Erwarten erhielten wir Ende Oktober dann doch positiven Bescheid. Am Montag, 8. November, gingen wir zum ersten Mal beide auf Arbeit außer Haus. Da Elfriede in ihrer alten Firma alle Arbeitsvorgänge, die bei der Buchführung anfallen, selbständig hatte erledigen müssen, brauchte sie sich in ihren nunmehrigen Aufgabenbereich nicht erst mühsam einzutüfteln. Sie erlangte rasch Achtung und Anerkennung des Oberbuchhalters und verstand sich auch mit ihrer Zimmerkollegin recht gut. Das Reisebüro befand sich am Goetheplatz/Ecke Geleitstraße in einem schlanken, 1859 auf Betreiben der Großherzogin Maria Paulowna errichteten, dem Niketempel auf der Akropolis nachgebildeten und von vier ionischen Säulen gestützten Gebäude, das einst den gebildeten Ständen Weimars als sog. Lesemuseum gedient hatte. In einer dahintergelegenen vormaligen Gaststätte war die Mensa der Musikhochschule untergebracht, die vertragsmäßig die Angehörigen der Landesbibliothek mit zu beköstigen hatte. Glücklicherweise gelang es mir, auch für Elfriede eine Berechtigungskarte zu erwerben, so daß wir während der Mittagspause uns dort immer treffen und gemeinsam unsere Mahlzeit einnehmen konnten.

Wie jubelten wir und freuten wir uns, als am 25. Oktober - nach wochenlanger Wartezeit - die restlichen Gegenstände aus Reisdorf eintrafen, hatten wir doch nun endlich alles beisammen und konnten von einem wirklichen Abschluß des Umzuges sprechen! Ich glaube, nur wenige Tage später meldete sich bei uns ein Vertreter der Staatl. Brandversicherungsanstalt, um uns zum Eintritt in die Versicherung zu bewegen. Es handelte sich um einen durchaus sympathischen jüngeren Mann mit angenehmen Umgangsformen. Seine Argumentation indessen, mit der er uns die Dringlichkeit des Vertragsabschlusses glaubte verdeutlichen zu müssen, entbehrte nicht einer unfreiwilligen Komik und hätte ihm im Westen unseres Vaterlandes wohl kaum ein einziges Mandat eingebracht. Er meinte nämlich, wir hätten uns ja nun soweit ganz gut eingerichtet, sollten dabei aber nicht übersehen, daß Möbel, Hausrat und dergleichen nicht schlechthin unser privater Besitz, sondern Teile des uns zur Nutzung anvertrauten Volksvermögens seien und nicht zuletzt aus diesem Grunde von uns mit den erforderlichen Schutz- und Sicherheitsvorkehrungen bedacht werden sollten. Diese brav eingelesene Beschwörungsformel warf ein bezeichnendes Licht auf den im SED-Staat geltenden Eigentumsbegriff.

Mit Elfriedes Antritt im Reisebüro hatte sozusagen unser Weimarer Alltagsdasein begonnen, das wir jedoch mit dieser und jener kulturellen Anregung zu bereichern gedachten. Da wäre zunächst der Besuch von einigen kirchlichen Vortragsveranstaltungen zu erwähnen. Im Evang. Studienwerk, bei dem ich mich angemeldet hatte, erörterte ein Studienrat a.D. Hans Friese, der sich - was in kirchlichen Kreisen damals gänzlich ungewohnt und auch gar nicht gern gesehen war - ausdrücklich als "Alt-Liberaler" bekannte, die Frage: "Wie erklärt sich der schnelle Sieg der Botschaft Jesu über die Glaubensformen des Altertums?" Es war ein staunenswerter, von historischen Detailkenntnissen

reich geschmückter Vortrag. Im allgemeinen aber bewegte die Kirchgemeinde-mitglieder jene Frage doch viel stärker, wie dem derzeitigen Sturm auf gegen die christliche Verkündigung standgehalten werden könne. In dieser Hinsicht verdiente der kraftvolle Vortrag eines Pastor Budach aus Erfurt über das Thema "Die Reformation geht weiter" besondere Beachtung und Beherzigung. Eine stattliche Zuhörerschaft hatte sich am 20. November eingefunden, als Frau Prof. Jursch aus Jena über die Suche nach dem Petrus-Grab in Rom berichtete und Lichtbilder über den Stand der Grabungen vorführte.

Mit viel Interesse sah ich im Oberweimarer Männerkreis den Ausführungen des im gleichen Ortsteil ansässigen Bildhauers Rudolf Weber entgegen, der sich in jüngster Zeit mit etlichen modernen Sakralplastiken, u.a. einem schreienden Engel, einen Namen erworben und kurz zuvor in 'Zeichen der Zeit' einen längeren Aufsatz veröffentlicht hatte. Was er an jenem Abend zum Besten gab, war aber nur ein ziemlich mühsames Wortgestammel, das die Eingebungen und Vorstellungen moderner Künstler nicht unbedingt zu verdeutlichen vermochte. Um so grimmiger wettete er auf Restaurateure und Landeskonservatoren, die es liebten, Kirchen in Museen zu verwandeln, und die offensichtlich nichts vordringlicheres zu tun wüßten, als die zerbröckelten und verblichenen Grabplatten 'Heinrichs des Verschleimten' und ähnlicher Erlauchter am überfälligen Abriß zu hindern. Am gleichen Abend diskutierten wir auch noch über den gerade in einem Weimarer Lichtspieltheater laufenden Film "Schiff ohne Hafen", den kirchliche Intellektuelle besonders hochgelobt hatten. In dem ihm zugrunde liegenden Stück von Jan de Hartog übernimmt ein holländischer Kapitän den Auftrag, eine größere Anzahl Juden aus dem nationalsozialistisch beherrschten Deutschland nach Palästina zu schleusen und dort trotz englischem Landeverbot und strandendem Schiff ans rettende Ufer zu bringen. Zuerst fluchend und Gott verwünschend, empfindet er sich zuletzt bewußt als Vollstrecker des göttlichen Willens. Diese hier klar umrandete, im Stück selbst meines Wissens aber mehr angedeutete als einhellig aufgezeigte Kernlinie hatte in dem von der ostzonalen Defa synchronisierten Filmstreifen überdies noch einen verfälschenden Dreh erhalten. Danach erkennt der Kapitän, sein Herumhadern mit Gott sei nichts als unnützes Gewäsch und Zeitvergeudung gewesen, da es ihn in Wirklichkeit ja gar nicht gebe. Vielmehr habe er selbst diese Stelle auszufüllen und der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Wie ich mich persönlich hatte überzeugen müssen, nahm das Kinopublikum an dem Filmstreifen kaum die Spur des human-ethischen Anliegens wahr, geschweige denn die dahinter stehende Beauftragung durch Gott. Es wieherte nur in den grellsten und albernsten Tönen über jeden gottverwünschenden Fluch aus dem Munde des Kapitäns. Ich erklärte denn auch unumwunden, daß ich mir von solchen verhüllten oder gar verfremdeten künstlerischen Darbietungen im Hinblick auf die Allgemeinheit wenig Nutzen versprechen könne, namentlich dort, wo gar keine innere Aufnahmebereitschaft bestehe, erntete damit aber den lebhaften Widerspruch des Herrn Weber, der meinte, man dürfe sich als Christ nicht von so kleinlichem Missionierungssinn leiten lassen. An sich unmißverständliche Wegweiser vor das Massenpublikum zu pflanzen, genüge nicht, ja könne geradezu die Gefahr herbeiführen, daß dieses die schönen Zeichen zwar sehe, aber doch ebenso rasch beiseiteschiebe. Man müsse es vielmehr erschrecken und erschüttern. Erst der erschütterte, ja verzweifelte Mensch habe die Chance, wirkliche Erkenntnis zu gewinnen und in klarer Einsicht den rechten Weg einzuschlagen.

Erfreulicherweise war es mir gelungen, für die neue Saison der Sinfoniekonzerte zwei Plätze zu erwerben - bei der starken Nachfrage keine Selbstverständlichkeit. Am 5. November saßen Elfriede und ich zum ersten Mal gemeinsam im Deutschen Nationaltheater, zwar etwas hoch oben im 3. Rang, aber genau in der Mitte und auf jedem Fall beglückt und erwartungsfreudig. Leider mußte an diesem Abend der Chefdirigent Hermann Abendroth wegen einer Erkrankung den Taktstock seinem jüngeren Vertreter, Heinz Finger, überlassen, doch erfüllte dieser seine Aufgaben durchaus zur Zufriedenheit und brillierte vor allem mit der tondramatischen Dichtung "Don Juan" von Richard Strauss, die

im Jahre 1889 an selbigem Ort ihre Uraufführung erlebt hatte. Nach dem Konzert gesellten wir uns nach mittlerweile eingespielter Tradition mit meinen Kollegen Dr. Gaudek und Dr. Iwan sowie Fräulein Raue in den unmittelbar neben dem Goethehaus gelegenen 'Weißen Schwan'. Bei einem Glas Bier oder Grog wurde in der Regel zunächst das soeben verklungene Konzert kritisch beleuchtet, woran sich bald alle möglichen Gespräche über Kunst, Leben und Welt reihten. Unsere Doctores, die in vieler Hinsicht einen gegensätzlichen Typ verkörperten, aber als Geigenspieler beide von gleich enthusiastischer Liebe zur Musik beseelt waren, bestritten zumeist den Hauptteil des Disputes, während wir übrigen nur hin und wieder mal eine Zwischenbemerkung einflochten, obschon immer mit gespannter Aufmerksamkeit dem angesprochenen Thema folgend. Ursprünglich hatte es mich gar nicht nach solcher Unterhaltung im Wirtshaus gedrängt. Nach einem Konzert fand ich eigentlich nichts schöner, als allein nach Hause zu wandeln und noch einmal die markantesten Stellen des soeben Gehörten aus dem Gedächtnis zu explizieren. Dr. Gaudek hingegen als Sudetendeutscher österreichischer Prägung liebte das gesellige Beisammensein als Nachklang. Einmal hatte ich ihm eine Einladung nach dem Konzert förmlich ausgeschlagen, ihn später aber nicht noch einmal in dieser Weise kränken wollen und mich dann stets bereitwillig der Route nach dem 'Weißen Schwan' angeschlossen, und zwar, wie ich einräumen muß, mit wachsendem Vergnügen. - Ein weiteres Konzertereignis im November verdient noch hervorgehoben zu werden. Am 21. gastierte das berühmte Hansen-Trio aus Westdeutschland mit dem namhaften Cellisten Arthur Troester in der Aula des Konservatoriums. Die drei Künstler spielten Werke von Beethoven, Schubert und Dvorak und ernteten riesigen Beifall.

Es war überhaupt kennzeichnend für die damalige Situation in der Zone, mit welchem Enthusiasmus das Publikum Künstler aus der Bundesrepublik begrüßte. Während Musiker verhältnismäßig großzügig mit Einreisepässen bedacht wurden, gewährte man Schriftstellern und Geisteswissenschaftlern nur selten die Erlaubnis zu Lesungen oder Vorträgen. Zu den Ausnahmen zählte der schon betagte Schriftsteller Leo Weismantel, obgleich seine bekannt gewordenen Werke vielfach ganz betont der Geist katholischer Frömmigkeit durchwehte. Im Glauben, der Wiedervereinigung Deutschlands einen Dienst zu erweisen, hatte Weismantel der Einladung zu dem unter SED-Patronat stehenden gesamtdeutschen Dichtertreffen auf der Wartburg Folge geleistet und durfte in Anerkennung für diesen Schritt nun auch andere Stätten der Zone beehren. Allerdings ließ man ihn, als er am 11. November nach Weimar kam, nicht vor einem breiten Öffentlichkeitskreis sprechen. Die wenigen Karten, die es für die im Hotel 'Elephant' anberaumte Dichterlesung gab, wurden unter der Hand an Institute verteilt, die der Literatur nahestanden. So gingen einige wenige auch der Landesbibliothek zu. Freundlicherweise händigte mir Herr Dr. Iwan für meine Frau und mich zwei Stück aus. Nach der Begrüßung durch einen Weimarer Kulturfunktionär sprach Weismantel zunächst ein paar Worte über die Notwendigkeit für Ost und West, zu Frieden und Verständigung untereinander zu gelangen. Er beklagte, daß dem wesensfremden Amerikanismus in der Bundesrepublik Türen und Tore offen stünden und daß sich die dortigen Verleger diesen Einflüssen gegenüber allzu hörig erwiesen. Andererseits weigerten sie sich schon seit Jahren, seine neuen Manuskripte, die frei von allen Verbeugungen vor den amerikanischen Besatzungsherren seien, zu veröffentlichen. Dann las er einige Abschnitte aus eigenen Werken. Von den Armen in der Rhön, seinem von der Natur so karg ausgestatteten Heimatgebiet, war darin die Rede, von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrem kindlichen Gottvertrauen. Er schloß mit einer schön nachempfundenen Heiligenlegende. Es war dem grauhaarigen, ehrwürdigen Manne abzuspueren, daß er ein Herz gerade für die Geringen und Verachteten in seinem Vaterland besaß, daß er - um mit Ernst Wiechert zu sprechen - darum besorgt war, "Gerechtigkeit auf den Acker des kleinen Mannes zu bringen". So schied ich mit Elfriede wirklich dankerfüllt von dieser Veranstaltung, mochten anderentags auch einige Mitbesucher bemängeln, daß der Intellekt bei den vorgelegten Schaffensproben entschieden zu kurz gekommen sei.

Nun beschränkte sich meine Anteilnahme am kulturellen und geistigen Leben nicht nur auf mehr oder minder passives Konsumieren. In freilich höchst begrenzter und zweifellos auch unzulänglicher Weise versuchte ich, mich in eigenen Schriftsätzen mit der Situation der Zeit auseinanderzusetzen und vor allem, mich den bedrängenden Fragen des Glaubens zu stellen. Vor meiner Verheiratung hatte ich noch einmal sehr emsig den Bleistift kritzeln bzw. die Typen der Schreibmaschine flitzen lassen - häufig bis in die mitternächtliche Stunde hinein. Hatte ich im April d.J. im Altstadt-Waldenburger Kirchengemeinderaum meinen letzten Vortrag über das Thema "Der junge Luther" gehalten, so konnte ich bereits zwei Monate später im Blick auf den bevorstehenden 6. Evangelischen Kirchentag in Leipzig mit einer langen Abhandlung unter der Überschrift "Der Glaube des evangelischen Christenmenschen" aufwarten. Wohnungssuche, Vermählung, Urlaub, Heimgestaltung mit allem geschilderten Drum und Dran hatten mir dann jedoch geboten, die Feder für Wochen und Monate ruhen zu lassen. Obwohl ich nun nicht mehr über die uneingeschränkte Freizeit des Junggesellen verfügen konnte, drängte es mich Ende Oktober/Anfang November aber wieder nachhaltig zu nebenberuflicher geistiger Tätigkeit. Ein festumrissenes Thema nahm ich mir indessen nicht vor. Vielmehr bemühte ich mich, in aphoristischer Form einige Aspekte des christlichen Glaubens zu durchleuchten. Dabei mußte ich die zunächst provisorisch zu Papier gebrachten Gedanken immer wieder umformen, erweitern und zugleich zügeln und straffen. In formaler Hinsicht erschienen sie mir noch längst nicht geschliffen genug. Sehr intensiv beschäftigte mich das Verhältnis der Glaubenserkenntnis zum praktischen Tun. Das mochte wohl auch den Grund dafür geliefert haben, daß ich mir das Manuskript eines im November 1953 in Waldenburg gehaltenen Vortrages über Johannes Falk wieder hervorholte und es mit allerlei sprachlichen Korrekturen versah. Dieser Johannes Falk, ein gebürtiger Danziger, war der aufgeweckte Sohn armer Eltern gewesen, hatte dank finanzieller Unterstützung seitens angesehener Ratsherren studieren können und später als enthusiastischer, obschon nicht übermäßig befähigter Dichter in Weimar die Nähe Goethes und Schillers gesucht. Während der napoleonischen Kriegszüge 1806 und 1812/13 hatte er durch beherztes persönliches Auftreten den französischen Milizeinheiten gegenüber und mit organisatorischem Geschick die Bevölkerung in und um Weimar vor mancherlei Drangsal bewahrt und sich danach trotz herber Schicksalsschläge, gehässiger Kritik und unsäglich Schwierigkeiten nicht davon abhalten lassen, ein beachtliches Rettungswerk für verwaiste und durch das Kriegsgeschehen verwahrloste Kinder zu errichten. Kurzum, dieser Mann, der inmitten der Not seiner Zeit seine eigentliche Berufung erkannte und trotz Aufklärung und Rationalismus im lebendigen Gottesglauben den Geist der Christusnachfolge praktizierte, erschien mir als anspornendes Vorbild auch für die an echten Leitbildern so armen Gegenwart. Denn die Menschen - wie immer sie auch beschaffen sein mochten - benötigten nach meiner Einsicht trotz des von Herrn Weber als bestes Mittel gepriesenen heilsamen Schocks schon echte Orientierungsmarksteine, die ihnen als Zeugnisse tatsächlich erfüllten Lebens über die Zeiten hinweg einhellig und unmißverständlich den Weg der gläubigen Tat bzw. des tätigen Glaubens wiesen. Woher ich das Zutrauen nahm, das zwar durchgreifend überarbeitete, sich vom althergebrachten christlichen Traktätchenformat jedoch gewiß nicht abhebende, wenn dieses überhaupt erreichende Vortragsmanuskript dem Wartburg-Verlag in Jena zur Begutachtung einzusenden, vermag ich heute nicht mehr zu sagen.

Zwei Fahrten nach außerhalb durchbrachen im Spätherbst 1954 das Einerlei des Alltags. Am Sonntag, 31. Oktober, begaben sich Elfriede und ich früh beizeiten zum Weimarer Bahnhof, um per Zug nach Erfurt zu gelangen. Den beiden dort wohnhaften Schwestern meiner Schwiegermutter schuldeten wir noch einen Höflichkeitsbesuch. Nach einem kurzen Bummel durch die uns von früher her schon bekannte Innenstadt widmeten wir den weiteren Vormittag der Tante Aenne Windecker in der Breitscheidstraße. Ihr Mann, der beruflich in der Geschäftsführung des HO-Gaststättenringes von Erfurt beschäftigte "Onkel Anton", berichtete uns hochinteressante Details über die Tücken, Unzulänglichkeiten und

und sonderbaren Transaktionen, die in diesem Bewirtschaftungszweig vorgenommen werden, der unter normalen ökonomischen Gegebenheiten in seiner gesamten Struktur längst Bankrott erlitten hätte. Am Nachmittag suchten wir mit Windeckers zusammen die am anderen Zipfel von Erfurt ansässige Tante Marie auf, die meiner Schwiegermutter bei den Hochzeitsvorbereitungen tatkräftig zur Hand gegangen war und das Fest mit uns verlebt hatte. Tante Marie war unverheiratet und seit unzähligen Jahren im Haushalt einer nunmehr betagten Dame, der Frau Oberin Fintelmann, tätig. Praktisch galt sie schon lange nicht mehr als "Stütze", sondern als Mitglied des Fintelmannschen Familienkreises. So fand sich denn auch zum Nachmittagskaffee eine stattliche Personenrunde zusammen: neben der Gastgeberin, neben Windeckers und uns beiden eben noch die schon erwähnte Frau Oberin als würdige Patronin des ganzen Kreises sowie eine Nichte (oder Großnichte) und ein Neffe bzw. Großneffe von ihr. Die beiden jüngeren, sehr intelligenten Leute, von denen das mit "Mariannchen" angesprochene Mädchen in Kleidung und Gestalt ausgesprochen attraktiv wirkte, standen noch im Studium bzw. durchliefen gerade ihre Assistentenzeit. Ich weiß nicht mehr, auf welche Weise sie die Vergünstigung erlangt hatten, öfter in die Bundesrepublik zu fahren. Jedenfalls waren sie so eine Art Pendler zwischen zwei Welten und mit beiden so vertraut wie mit ihrer Westentasche. Wir, die wir so gar keine Beziehungen zum anderen Teil unseres Vaterlandes hatten und darum auch so gar keine genauen Vorstellungen darüber besaßen, staunten, mit welcher selbstverständlichen Sicherheit und Sachkenntnis sie über die im Westen produzierten neuen Küchenmaschinen, Kühlschränke, Fernsehapparate und alle sonstigen dort erzielten technischen Fortschritte berichteten, über Dinge also, an die in der Zone damals überhaupt noch nicht gedacht werden konnte.

Zwei restliche Urlaubstage benutzte ich zu einer Fahrt ins Elternhaus nach Waldenburg, waren doch auch von dort noch ein paar Gegenstände für unsere Wohnungs- und Kücheneinrichtung heranzuholen. Um vier zusammenhängende arbeitsfreie Tage zu haben, hatte ich Montag und Dienstag, 15. und 16. November, vor Bußtag gewählt. Leider konnte Elfriede, da sie ja gerade erst ihre neue Stelle angetreten hatte, mich auf dieser Reise nicht begleiten. Natürlich freuten sich zu Hause alle über mein Kommen. Am ersten Abend gab es im Stübchen meiner Großmutter nach alter Gewohnheit einen ausgedehnten Plausch. Es war ja nun doch so allerlei, was ich über mein verändertes Weimarer Dasein zu erzählen hatte. Am Montag fuhr ich mit meiner Mutter nach Chemnitz, damals wohl schon in Karl-Marx-Stadt umbenannt. Dort zogen wir durch etliche Kaufhäuser und Geschäfte, ohne indessen wesentliche Dinge zu erstehen. Noch immer bot die in den letzten Kriegstagen schwer heimgesuchte Stadt ein trostloses Bild. Wohl hatte man die Trümmerberge im Zentrum weitgehend abgetragen, doch gähnten überall noch leere Fensterhöhlen. Und die ausgedehnte Öde freier Plätze, wo einst blühendes Leben pulsiert hatte, stimmte den Besucher trist, mochte auch der diesige Novemberhimmel sein übriges hinzufügen. Um uns wieder ein wenig aufzulockern, umschritten wir den gesamten Schloßteich und steuerten dann den Kassberg an. Dort zeigte mir meine Mutter das im Krieg unversehrt gebliebene Gebäude, in dem ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Stark beeindruckt ließen wir uns von der wiederhergestellten, im Innenraum sehr schlicht, aber ganz modern gestalteten St.Pauli-Kreuz-Kirche. Insbesondere faszinierte uns die überdimensional große, ganz langgestreckte und gleichsam über die Bänke im Kirchenschiff hinwegschwebende, von Überwindung und Erösung zeugende Christusfigur hinter dem Altar. Schon in der Kunstaussstellung auf dem Leipziger Kirchentag hatte sie allgemeines Aufsehen erregt. Ein gemütlicher Besuchsnachmittag bei meinem nun schon fast neunzigjährigen, körperlich noch immer erstaunlich rüstigen und geistig regsamen Großonkel Albin und seinem Sohn Erich nebst dessen Frau Irmgard rundeten diesen Tag ab. - Eine große Freude bedeutete es mir, am Sonntag abend im Altstadt-Waldenburger Kirchgemeindesaal dem Vortrag eines derzeitigen Theologiestudenten und einstigen jüngeren Mitschülers von mir beizuwohnen. Recht anschaulich und fesselnd

berichtete er über den Lebens- und Leidensweg des japanischen Christen Dr. Kagawa. Die allergrößte Freude freilich empfand ich, als ich nach den zweifellos schönen Waldenburger Urlaubstagen am Mittwoch abend wieder unser nun schon so vertrautes und lieb gewonnenes Wohnungsnestchen in der Oberweimarer Bodelschwingstraße erreicht hatte und meine Frau in die Arme schließen konnte.

Daß das Weimarer Alltagsleben indessen nicht nur durch eitel Sonnenschein glänzte, ist in diesem Bericht schon verschiedentlich angeklungen. So erlebte ich in den letzten Novembertagen einen handfesten dienstlichen Ärger mit meinem Direktor, der mit Vorwürfen und tadelnden Bemerkungen dabei wahrlich nicht geizte. Ursache seines Grolles waren jedoch nicht mangelhafte dienstliche Leistungen gewesen, sondern der Umstand, daß ich die von ihm erwartete und geforderte 'gesellschaftliche Betätigung' unterlassen hatte. In Herrn Kampe, der nicht als 'Herr Direktor', sondern kurz als 'Kollege Kampe' angesprochen zu werden wünschte, weshalb ihm alsbald der Spitzname 'Koka' (Kurzform von 'Kollege Kampe') zugefallen war, obschon wir eisern die bürgerliche Anredeform 'Herr Kampe' beibehielten, stand der Thüringischen Landesbibliothek seit 1953 ein Leiter vor, der diesem Amt in fachlicher und auch menschlicher Hinsicht absolut nicht gewachsen war, was er selbst deutlich genug empfinden mochte, schlich er doch selten anders als mit einem mürrischen, griesgrämigen Gesichtsausdruck durch die Räume. Ob aus Oberschlesien oder dem Rheinland stammend, was sich nie klar herausfinden ließ, hatte er sich schon in frühester Jugend in die sozialistische Bewegung eingereiht und sich nach abgeschlossener oder auch abgebrochener Handwerkslehre hauptberuflich als Gewerkschaftssekretär betätigt. Wie er die Nazizeit hinter sich gebracht hatte, blieb ebenfalls nicht restlos geklärt. Zuletzt hatte er zwar als Soldat in den Krieg ziehen müssen, doch trug er, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, das Abzeichen der 'Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes' am Rockaufschlag. Der durch den Einmarsch der Sowjets in Mitteldeutschland erfolgte Machtumbruch hatte ihn jedenfalls schlagartig nach oben gebracht und ihm verantwortliche Posten auf dem Kultursektor eingetragen. An seiner kommunistischen Überzeugungstreue bestand - sehr im Unterschied zu manchen anderen Leuten, die sich dreist in den Funktionärssattel geschwungen hatten, nur um obenauf zu sitzen - kein Zweifel. Er war von den sozialistischen Idealvorstellungen zutiefst durchdrungen, in gewisser Weise ein 'Edelkommunist' und als solcher durchaus zu respektieren. Die engstirnige Art jedoch, wie er in seine Heilslehre vernarrt war und wie er andere Menschen damit zu bekehren suchte, mußte den Widerspruch jedes anders Denkenden und anders Orientierten hervorrufen. Zum letzten Fasching hatte ein Kollege es gewagt, ihm durch die Post ein dickes Holzbrett zuzuschicken. Obgleich diesem Akt unbedingt symbolischer Charakter zukam und Kampe in der Tat ein ideologisches Holzbrett vor dem Kopf trug, konnte er als dumm im eigentlichen Sinne schwerlich bezeichnet werden. In autodidaktischen Studien hatte er sich manches Wissen angeeignet, er besaß ein beachtliches Erinnerungsvermögen und verstand auch, öffentlich zu sprechen, wenn er sich da zumeist auch des üblichen papiernen Funktionsjargons bediente. Sein gegerbtes Gesicht, die zerfurchte Stirn und die angegrauten Schläfen hingegen erweckten den Eindruck eines gestandenen Mannes, der schon etwas zu sagen hat. Auf den Sessel des Direktors einer angesehenen wissenschaftlichen Bibliothek gehörte er jedoch keinesfalls; denn von der spezifischen bibliothekarischen Arbeit besaß er kaum einen Schimmer und schätzte sie darum auch ganz falsch ein. Daß sie verrichtet werden mußte, bestritt er zwar nicht, doch legte er Wert in allererster Linie auf den aktiven gesellschaftlichen Einsatz seiner Untergebenen. So sollten wir nach seiner Vorstellung in VEB-Betrieben über - selbstverständlich politisch eingefärbte - Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt sprechen, in Wohnhäusern politische Aufklärungseinsätze ableisten oder irgendwelche gesellschaftswissenschaftlichen Fortbildungskurse besuchen. Im Spätsommer hatte Kampe - ausnahmsweise mal freudestrahlend - uns Bibliothekaren Sonderbezugsscheine für eine zusätzliche Brikkettanlieferung ausgehändigt, die sonst eigentlich nur den sog. Intelligenzlern zustand. Er hatte daran freilich die Erwartung geknüpft, daß wir uns

zum Dank nun auch politisch stärker engagieren würden. Als das zu seinem Kummer unterblieben war und wir uns außerdem geweigert hatten, in der 'Woche des Buches' eine aktive Rolle zu übernehmen, bestellte er uns einzeln zu sich und hielt uns eine moralische Standpauke. Er sei von uns bitter enttäuscht. Der Errungenschaften der arbeitenden Klasse seien wir in unserer bourgeoisen Arroganz einfach nicht wert. Auf mich prallte noch gehäufter Zorn. Aus den abgehefteten Rechnungen müsse er ersehen, so seine Worte, daß ich ganz einseitig den privaten Buchhandel bevorzugt und die volkseigenen Buchhandlungen nur mit unbedeutenden Bestellungen bedacht habe. Das Verhältnis sei umzukehren. Mein Einwand, daß die erfahrenen privaten Buchhändler viel rascher und verlässlicher arbeiteten als die jungen unprofilierten Kräfte in der Volksbuchhandlung, fruchtete ebensowenig wie die Entgegnung, daß ich dienstlich den gesamten Posten des ausgeschiedenen Fräulein Müller übernommen habe und zu einem guten Teil noch meinen bisherigen Posten weiterbekleide, daß also eine wesentliche Mehrbelastung eingetreten sei, die letztlich der Gesellschaft zugutekomme, weshalb er mir doch solche außerdienstlichen Leistungen, für die ich mich ohnehin ungeeignet halte, erlassen solle.

IX. Ein vorweihnachtliches Kaleidoskop

Fast unversehens brach die Weihnachtszeit an. Am Sonntag, 28. November, dem 1. Advent, mangelte es bei uns an vorweihnachtlichem Schmuck und rüstendem Gedenken noch ganz und gar. Dafür konnten wir vormittags unseren ersten Gast in der kleinen Idylle begrüßen: keinen anderen als meinen werten Stubenkollegen im Betrieb, Herrn Dr. Gaudek, den es seit dem Einzug der 'Kuh', jenem schon beschriebenen unerquicklichen Wesen, leider nur noch selten in unserem gemeinsamen Arbeitsraum zu halten pflegte. Meist unmittelbar nach dem Einlegen der Vortags-Zeitungen empfahl er sich und stieg hinab in sein 'Panoptikum', wie er den seiner Aufsicht unterstehenden Lesesaal wegen dessen teils sonderbarer, teils origineller Stamminsassen zu nennen beliebte. Der bislang so geschätzte, manchmal auch etwas allzu ausgedehnte Vormittagsplausch unter wallenden Knasterschwaden, zu dem mir meine zusätzliche Arbeitsbürde allerdings auch kaum noch Zeit gelassen hätte, war das Opfer. Grund genug, den Unterhaltungsausfall nun mal bei Lachsschnitzelbrötchen, Rotwein und schwarzen Brasilzigarren - allerdings ostzonalen Zuschnitts - ungestört innerhalb der eigenen vier Wände nachzuholen.

Von der Vorderseite unseres Hauses in der hochgelegenen Oberweimarer Bodelschwinghstraße genossen wir einen herrlichen Fernblick über die Dächer und Türme der Stadt hinweg zum Ettersberg, einem breiten und zugleich langgestreckten, mit Wald bedeckten Höhenrücken, der sich nördlich von Weimar in mählichem Anstieg aus östlicher Richtung erhebt, mit 478 m seinen Scheitelpunkt erreicht und dann ziemlich steil nach Westen abfällt. Ein Stück halbwärts hinter dieser höchsten Erhebung, in der sog. Hottelstedter Ecke, befindet sich eine der düstersten Stätten, die das nationalsozialistische Deutschland hinterlassen hat, nämlich das berüchtigte Konzentrationslager Buchenwald. Im Jahre 1937 errichtet, sollen hinter seinen Stacheldrahtwällen bis zur Auflösung insgesamt 238 000 dem Hitlerregime ungenehme Menschen geschmachtet und 56 000 von ihnen den Tod erlitten haben. Als die Russen Anfang Juli 1945 Thüringen in Besitz genommen hatten, benutzten sie einen Komplex des Hitlerschen KZs weiterhin als Straflager, in dem nun viele Parteigänger des Nazistaates verschwanden, die dort, wie sich denken läßt, eine keineswegs gelindere Behandlung erfuhren als die vormalig Inhaftierten. Dieses verlängerte Grauen sowie der Umstand, daß Unmengen russischer Besatzungssoldaten auf dem und rings um den Ettersberg stationiert waren, hatten die Weimarer Bevölkerung veranlaßt, diese Gegend strikt zu meiden, zumal namentlich in den Jahren unmittelbar nach 1945 schwere Übergriffe auf Einheimische mit Raub, Mord und Vergewaltigung nicht gerade seltene Vorkommnisse gewesen waren. Anfang der fünfziger Jahre hatte man zwar das von den Sowjets betriebene Straflager wieder aufgelöst und begonnen, das Hitlersche KZ in eine Mahn- und Gedenkstätte umzuwandeln, zu der bei allen in Weimar stattfindenden Parteiveranstaltungen, Tagungen und Kongressen die Delegierten mit Bussen hinbeordert wurden, doch galt für die Einwohner Weimars der Ort auch anno 1954 noch immer als unbetreibar.

Am Sonnabend nachmittag, 4. Dezember, ließ ich mich jedoch von keiner vorsorglich warnenden Kollegenstimme zurückhalten, nach dieser dunklen Stätte des Schreckens meine Schritte zu lenken. Zu sehr hatte mich der Bericht über das furchtbare Martyrium des Pastors Schneider, unter dem Namen "Prediger von Buchenwald" bekannt geworden, erschüttert wie auch das kürzlich zum zweiten Mal gelesene "Totenwald"-Buch von Ernst Wiechert. Jetzt mußte ich einfach einmal hingehen. Für einen Wintertag war die Luft ungewöhnlich mild. Es lief sich zügig voran. Durch die Stalinstraße ging es zur Stadt hinaus. Später zweigte ich rechts ab und erreichte nach mäßigem Anstieg das Dörfchen Gaberndorf, dessen schlanke Kirchturmspitze sich von unserem Haus aus gut wahrnehmen ließ. Hinter Gaberndorf, wo für das Weihnachtsfest gemästetes Gänsevieh durch die dunggetränkten Dorfpfützen patschte, stieg ich auf einem Feldweg in die

höheren Regionen. Ein wenig beunruhigte mich, daß am Waldrand zwei russische Wachtsoldaten postierten, doch ließen sie mich unbehelligt weiter des Wegs ziehen. Schließlich gelangte ich zum Ehrenfeld, das damals schon einige Gedenksteine und -tafeln trug, aber noch nicht von jenem mächtigen, 50 m hohen Eckturm mit aufgesetztem Säulenquader bekrönt war, wie er auf heutigen Abbildungen zu sehen ist. Der Wind fächelte jetzt merklich frischer. Großartig der Blick ins Weite: Weimar ganz unten im Talbecken. So imposant hatte ich mir vorher den Höhenunterschied nicht vorstellen können. Ganz im Westen ließen sich auch schon die Häuserketten von Erfurt erkennen. Nun war nur noch eine Strecke von knapp 2 km auf der von Weimar aus in weitem Bogen über den Kamm des Ettersberges führenden Fahrstraße bis zum Lager zurückzulegen. Ich spurtete sie rasch hinunter, nicht ohne mich kurz nach der Biegung für einen Augenblick auf den vermutlich höchsten Punkt des Berges gestellt zu haben. Russische Militärfahrzeuge brausten an mir vorüber. Die Kasernenblocks, in denen früher die SS-Besatzung kampiert hatte, tauchten auf, dahinter das Lager mit der bekannten frivolen Toraufschrift: "Jedem das Seine".

Vom Pförtner erhielt ich die Weisung, mich zunächst zum Lagermuseum zu begeben. Dort sei gerade eine Führung für eine westdeutsche Delegation im Gange. Ich hastete über den riesigen, leicht abschüssigen Appellplatz zu der als Museum bezeichneten Baracke. Äußerlich gesehen, fand ich hier die nüchternste und dürftigste Ausstellung vor, die mir je zu Gesicht gekommen war: Ein paar Vitrinen mit dokumentarischen Papieren, vorwiegend nur Fotokopien, und Bildern über die Verfolgung der politischen Gegner im Dritten Reich. Sie zeigten u.a. einen bebrillten Leptosomen, der - in Unterhosen bekleidet - ein Pappschild mit der Aufschrift "Ich bin ein feiges Judenschwein" vor sich her tragen mußte. Darüber viel rotes Fahmentuch mit antifaschistischen Losungen. Und doch schauderte einem bei der Vorstellung, was in Deutschland alles möglich war - und noch möglich ist. Eine größere Abteilung des Raumes gebührte selbstverständlich dem Kommunistenführer Ernst Thälmann, den die Nazis im August 1944 in diesem Lager hinterrücks ermordet hatten. Die Wohnbaracken standen überwiegend nicht mehr, wohl aber die Effektenkammer, die Waschbaracken, in denen auch Vergasungen vorgekommen sein sollen, und nicht zuletzt das einst auf Hochtouren laufende Krematorium und die Arrestzellen. Der Führer - selbst einst Lagerinsasse - zeigte grausige Gegenstände: Folterblocks, auf denen man die Gefangenen festgeschnallt und durchgepeitscht hatte, eine Schlagkeule aus Hartholz, die zum Töten verwendet worden sein sollte. Dabei redete er sich zunehmend in Zorn, schalt unter schnaufendem Luftholen, daß die entkommenen Verbrecher von Buchenwald im 'faschistischen Sumpf' Westdeutschlands wieder frei herumlaufen dürften und daß die berüchtigte Lagerkommandeuse Ilse Koch jetzt sogar einen Amerikaner geheiratet habe. Ich beobachtete daraufhin die Mienen der bundesdeutschen Reisegesellschaft. Sie verrieten sich jedoch kaum durch ein äußerliches Zucken. Als hätte man mir selbst einen Kolbenhieb verabfolgt, so stand ich schließlich zerknirscht und betäubt in der winzigen, kaum Licht einlassenden Marterzelle des todesmutigen Pfarrers Schneider. Während am Ausgang der Führer, verstärkt von einem zweiten Antifa-Menschen, noch agitierend und mit Händen gestikulierend auf die westdeutschen Gäste einredete, löste ich mich unbeachtet von der Gruppe und verschwand im nebeligen Grau der Zufahrtsstraße. Die Uhr zeigte schon auf 16.30 Uhr. Als ich den 478m-Punkt erreicht hatte, war es schon völlig dunkel. Mir graute, in der Finsternis einem russischen Posten in die Hände zu geraten, der in seinem eingefleischten Mißtrauen und bei der schwierigen sprachlichen Verständigung meinen Worten keinen Glauben schenken und in mir möglicherweise einen Spion oder 'Diversanten' vermuten könnte. So rannte ich schließlich mehr als ich ging, gelangte zwar unverseht aus dem Wald, verfehlte dann aber den Weg und fand mich schließlich irgendwo auf freiem Feld vor. Nun versuchte ich, Kurs auf Gaberndorf zu nehmen, vermochte aber kein Lichtzeichen von dort zu erspähen. Der freie Hang des Ettersberges war arg verkarstet und holprig. Einmal stürzte ich unversehens in eine Vertiefung,

zum Glück ohne mir dabei die Glieder zu verrenken. Endlich nahm ich die Umrisse der Gaberndorfer Gehöfte wahr. Ich atmete erleichtert auf, als ich wieder den Boden der Landstraße unter den Füßen hatte. Vom langen und hastigen Marschieren körperlich ziemlich abgekämpft und vom bedrückenden Erlebnis des Tages seelisch noch aufgewühlt, erreichte ich wieder die Stadt mit ihren wohlbehüteten klassischen Gedenkstätten. Beim Plätschern des Gänsemännchenbrunnens gegenüber dem Schillerhaus seufzte ich unwillkürlich bei der Vorstellung, wie entgegengesetzt die Welten sind und wie nahe sie doch beieinander liegen.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, leisteten Elfriede und ich der Einladung meiner Kollegin Sigrid Raue zu einem - wie es hieß - besinnlichen Adventsabend mit literarisch-musikalischer Gestaltung Folge. Sie war ein Jahr älter als ich, unverheiratet, häufig kränklich, fühlte sich aber mit leidenschaftlicher Emphase dem dichterischen Wort zugeneigt. In den Dienstpausen tauschten wir uns öfter über literarische Dinge aus. Die zeitgenössischen, allenthalben lauthals angepriesenen Werke der regimetreuen Schriftsteller, selbst diejenigen der in heutigen westdeutschen intellektuellen Kreisen so geschätzten Leute wie Bert Brecht und Anna Seghers, würdigten wir dabei mit keiner einzigen Erwähnung. Einmütig in unserer Ablehnung nach dieser Seite bestanden jedoch hinsichtlich unserer literarischen Zuneigung und geistigen Orientierung einige Unterschiede. So hatte sie mich vor ihrer häuslichen Veranstaltung zwar gebeten, ein paar geeignete weihnachtliche Gedichte vorzuschlagen - meine Wahl war dabei u.a. auf die tiefempfundenen Strophen Jochen Kleppers in dessen Bändchen "Kyrie" gefallen -, diese dann aber wegen "zu enger, zu gebundener evangelischer Christlichkeit" wieder verworfen. Noch gehörte das romantisch veranlagte Mädchen nominell der evangelisch-lutherischen Konfession an, fühlte sich aber von der, wie sie wähnte, "weitherzigeren katholischen Weltanschauung" entschieden stärker angesprochen. Diese Wesensverschiedenheit hatte unser gut-kollegiales Verhältnis aber nie zu trüben vermocht.

Fräulein Raues Wirtin, eine Generalswitwe mit adligem Namen, von den älteren Herrschaften formvollendet mit "gnädige Frau" angedredet, welche Vokabel mir nicht über die Zunge gleiten wollte, hatte für den Abend großzügig ihren geräumigen Salon zur Verfügung gestellt. Immerhin erschienen so etwa 20 geladene Personen, zur Hälfte Bibliotheksbedienstete. In der Programmfolge wechselten Gedichte und kurze Erzählungen, die die Gastgeberin sehr stilvoll vortrug, mit Stücken für Streichertrio ab, um die sich Dr. Gaudek, Dr. Iwan und ein angeheuerter Cellist nicht nur redlich, sondern auch mit gutem Erfolg mühten. Gewissermaßen als Höhepunkte eingeschaltet waren zwei oder drei Liederarien für Altstimme, die mit künstlerisch fast ausgereiftem Organ eine vormalige Bibliothekarin der Thüringischen Landesbibliothek darbot. Ich kannte sie noch nicht, hatte aber aus Kollegenmund schon manches über sie vernommen. Den Bibliotheksdienst hatte sie vor Jahren schon quittiert, um sich als Sängerin weiterbilden zu lassen. Bereits ein erstes bescheidenes Bühnen-Engagement in der Tasche, war sie vom Staatssicherheitsdienst verhaftet und in einem öffentlichen Schauprozess zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ihr einziges nachweisbares 'Verbrechen' hatte darin bestanden, die Beziehungen ihrer Schwester zu einem prowestlich orientierten Geheimzirkel nicht den Organen des Staates angezeigt zu haben. Nun war sie kürzlich vorzeitig aus der Haft entlassen worden und beruflich als Hilfskraft in den "Staatlichen Kunstsammlungen" untergekommen. Fräulein Raue hatte alsbald Verbindung zu ihr geknüpft und sie auf diesem Wege für den Adventsabend gewonnen. Nach dem ausgedehnten Programm ging der schon vorgerückte Abend in allgemeines Geplauder und Keksgeknapper über. Unglücklicherweise saßen wir einem mir von der Leipziger Deutschen Bücherei her bekannten, an sich liebenswerten, aber schrecklich altersfispeligen Bibliotheksrat gegenüber, der in Weimar seinen verdienten Ruhestand verlebte. Seine wesentlich jüngere Eehälfte, ebenfalls eine gewesene Bibliothekarin, verfügte über ein so gut geöltes, nie zum Stillstand gelangendes Mundwerk, daß wir unterhaltungsmäßig für den Rest des Tages in Trab gehalten blieben. Nur gelegentlich, so etwa, als sie

in begeisterten Lobeshymnen über das "wunderschöne Gedicht Georg Trakls" monologisierte, dessen tieferer Sinn mir - ehrlich gestanden - ziemlich schleierhaft geblieben war, ließ ich den Blick ein wenig in die Runde schweifen. Für kurze Augenblicke verweilte er wohl auch auf den von dunklen Locken umrahmten, klugen Antlitz jener Gesangssolistin, die - kaum älter als ich und eben in angeregter Unterhaltung mit ihren Tischnachbarn begriffen - so bittere Jahre hatte durchleiden müssen. So blieb eben auch solch eine bürgerlich geprägte, poetisch und musikalisch angereicherte Salonatmosphäre von den Schatten der Zeit nicht völlig verschont. Der elfenbeinerne Turm in Reinkultur besaß im sowjetisch besetzten Deutschland des Jahres 1954 keine Stätte.

Für den 3. Adventssonntag, 12. Dezember, hatten wir uns kein besonderes Programm zurechtgelegt. Nichts anderes gedachten wir zu tun, als uns mal rundherum auszuruhen. Doch kaum hatten wir den Mittagstisch abgeräumt, als es klingelte. Eine mir unbekannte junge Frau mit Kopftuch und Henkelkorb begehrte Einlaß zu Frau Elfriede Fleischhack. Danach gab es ein großes Hallo. Es war Elfriedes Cousine Loni aus Burgwenden. Sie brachte uns vom elterlichen Gutshof ein riesiges Stück Pökelfleisch als nachträgliche Hochzeitsgabe mit. Da an diesem Sonntag die Geschäfte alle geöffnet hatten und die Cousine gern noch ein paar Einkäufe tätigen wollte, zogen wir nach einer flugs verstrichenen Erzählstunde in die trotz Schneeregen vor Menschen wimmelnde Innenstadt. So ein Zockelgang von HO-Kaufladen zu HO-Kaufladen, von Schaufenster zu Schaufenster, obgleich es weder viel zu sehen noch viel anderes als die übliche ostzonale Klüngelware zu erstehen gab, und das zumal noch beim Geplärr der öffentlichen Lautsprecher, stand nicht gerade nach meinem Sinn, doch trottete ich willig, wenngleich ein wenig brummelnd hinterher, mich insgeheim nur belustigend über den schier unersättlichen Schaeueifer der ansonsten recht properen jungen Landfrau, für die es offensichtlich ein Vergnügen bedeutete, mal aus ihrem abgelegenen dörflichen Kaff herausgekommen zu sein und sich für wenige Stunden vom Leben und Treiben einer renommierten Stadt umfluten zu lassen.

Am Dienstag, 14. Dezember, veranstaltete die Belegschaft von Elfriedes Reisebüro ihre Betriebsweihnachtsfeier. Da ich meine Teuerste - wie sich versteht - nicht allein bei Nacht und Nebel den langen Rückweg nach Oberweimar gehen lassen wollte, vereinbarten wir, uns nach Schluß im gegenüberliegenden 'Russischen Hof' zu treffen und dann gemeinsam heimzutragen. Zuvor erheiterte ich mich an dem urkomischen englischen Filmstreifen "Die Pickwicker", bestellte dann in dem noch immer gut-bürgerlichen und von der HO nicht in Beschlag gelegten 'Russischen Hof' ein Glas grusinischen Tee und vertiefte mich in das neueste Buch von Hans Franck mit dem Titel "Sebastian". Der Uhrzeiger rückte unaufhaltsam vorwärts und zeigte bereits die mitternächtliche Stunde an. Endlich erschien Elfriede, ziemlich abgeschlagen, doch heilfroh, wieder frische Luft um sich zu haben. Die noch längst nicht zu Ende gegangene sog. Weihnachtsfeier hatte nämlich eine so erhebliche alkoholische Anreicherung erfahren, daß einzelne Vertreter des männlichen Geschlechts die ihnen lästigen Fesseln der Wohlanständigkeit abzustreifen und erst in zweideutiger, dann aber in immer eindeutigerer Weise zudringlich zu werden begannen. Es war höchste Zeit, die Flucht zu ergreifen.

Hans Francks "Sebastian", den Lebensroman über seinen sich der Reformation mehr und mehr entfremdenden und einem mystischen Geist-Glauben zuneigenden Vorfahren Sebastian Franck, fand ich - von einzelnen eindrucksvollen Szenen wie derjenigen über die Begegnung mit Luther in Heidelberg abgesehen - nicht restlos geglückt. Immerhin war sein Autor einer der markantesten der in der Zone noch lebenden älteren nicht-marxistischen Schriftsteller. Seine Lesung in einer Leipziger Schule anläßlich des 6. Deutschen evangelischen Kirchentages im Juli steht mir noch heute in lebendiger Erinnerung. Die offizielle Literaturkritik der Zone schwieg ihn nahezu tot, doch durfte er seine Werke in dem der Ost-CDU gehörenden Union-Verlag veröffentlichen. Es war wohl die Treue zur angestammten mecklenburgischen Heimat, die ihn in seinem Anwesen

am Ziegelsee ausharren ließ. - Am Sonnabend, 18. Dezember, lernte ich nach Leo Weismantel einen weiteren Schriftsteller aus Westdeutschland kennen, der das von der SED begünstigte gesamtdeutsche Dichtertreffen auf der Wartburg mit inszeniert hatte und zur Anerkennung nunmehr die Zone bereisen durfte, den Osnabrücker Ludwig Baete. Als literarischer Nachlaßverwalter von Johannes Schlaf, der sich einst als Wegbereiter des Naturalismus in Deutschland einen Namen gemacht hatte, in seinen späteren Lebensjahren aber abwegigen antikopernikanischen Grübeleien verfallen war, fühlte sich Ludwig Baete mit dem literarischen Leben in Weimar von früher her verbunden. Das zwar harte, aber begreifliche und im Grundsätzlichen auch von mir geteilte Urteil vieler meiner Kolleginnen und Kollegen, ein westdeutscher Schriftsteller, der sich vor den Karren der SED-Kulturfunktionäre spannen läßt, müsse entweder ein verblendeter, die politischen Hintergedanken nicht durchschauender Idealist, also ein nach Leninschem Sprachgebrauch für die Ziele der Partei 'nützlicher Idiot', oder ein bereits rötlich infizierter Mensch sein, bedurfte im Einzelfalle allerdings gewisser Modifizierungen, so auch hier. Bei aller ursprünglichen Skepsis freute ich mich jedenfalls darüber, daß Ludwig Baete nach seinem offiziellen, im Rahmen des 'Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands' absolvierten Vortrag den ausdrücklichen Wunsch bekundete, in der evangelischen Kirchgemeinde Weimars aus seinen Werken vorlesen zu dürfen. Die kurzfristig anberaumte Veranstaltung fand im Wichernsaal in der Erfurter Straße vor einem leider nur sehr kleinen Teilnehmerkreis statt. Wohl bewegten sich die Proben seines Schaffens vorwiegend auf bescheideneren literarischen Rangstufen, doch stimmte ich ihnen allein deshalb dankbar und herzlich zu, weil sie im Unterschied zu dem, was man sonst in der Zone zu lesen und zu hören bekam, keinerlei klassenkämpferische oder politisch-tendenziöse Begleittöne enthielten.

Das Sinfoniekonzert am Freitag abend, 17. Dezember, galt dem Gedächtnis des kürzlich verstorbenen großen deutschen Dirigenten Wilhelm Furtwängler. Hermann Abendroth führte wieder selbst den Taktstock. Die tragischen Akkorde von Beethovens Coriolan-Ouvertüre leiteten das Konzert ein. Der Pianist Johannes Bork aus München gestaltete anschließend Beethovens 3. Klavierkonzert in C-moll mit bewundernswerter Einfühlung im langsamen Satz und glänzender technischer Bravour in den beiden Ecksätzen. Nicht enden wollender Applaus belohnte den westdeutschen Künstler. Tschaikowskys 6. Sinfonie bildete den Beschluß. Bis dahin galt mir Tschaikowsky zwar als ein von der europäischen Musikentwicklung befruchteter, im übrigen aber reichlich blechern scheppernder russischer Krachmacher von halbwildem Zuschnitt. Seine Sechste hatte ich noch nie gehört, wohl aber schon manches rühmende Wort darüber. In der Tat wurden meine hochgespannten Erwartungen nicht enttäuscht. Ein sinfonisches Werk, das aus düstersten Gründen sich aufwühlt, im Wechsel mit einer unbeschreiblich sehnsuchtsvollen, wehmütigen und doch beseligenden Melodie zu Ausbrüchen leidenschaftlicher Wucht entflammt, das auf die tändelnd eingeflochtene Tanzweise des 2. Satzes einen Triumphmarsch von unbändiger Kraftentladung folgen läßt, dann aber ein teils klagendes, teils aufbegehrendes und doch in das Unabwendbare sich schickendes Lamentoso anstimmt und mit einem in die Ferne rückenden, zuletzt nur noch von den Celli dunkel bis zum Verlöschen gestrichenen Trauermarsch endigt, vermag die Menschenbrust im Grunde tiefer anzurühren als viele jener wohlgefälligen Konzertstücke, die ein lustig-übermütiger Kehrauswirbel im Finale bekrönt.

X. Fröhlich in Hoffnung

Bei uns selbst sollten die Zeichen der Zeit jedoch noch nicht auf Trauer und Abschied stehen. Im Gegenteil: Kurz vor Weihnachten regten sich die ersten Anzeichen dafür, daß ein künftiger Erdenbürger keimen und wachsen will und daß, wenn alles gut und normal weiterläuft, Elfriede im Sommer des kommenden Jahres Mutterfreuden zu erwarten hat. Mit solcher Ankündigung hatten wir zwar naturgemäß rechnen müssen, doch als sie sich nun zweifelsfrei realisierte, überfiel uns zunächst schon ein nicht gelinder Schrecken. Und es verging noch eine gewisse Weile, bis unsere Beklommenheit sich in echte Erwartungsfreude verwandelte.

Am 4. Adventssonntag (19. Dezember) verspürte ich auf diese inhaltsträchtige Kunde hin zunächst erst mal das dringende Bedürfnis, mich gehörig abzureagieren. Wo aber in der Welt gibt es dafür eine geeignetere Fläche als das rechteckige Fußballspielfeld und die Zuschauerränge ringsum? Zuweilen hatte ich über meinen alten treuen Stubengenossen Guder - Prototyp eines biedereren und braven Beamten - schmunzeln müssen, weil er Sonntag um Sonntag bei Wind und Wetter unverdrossen mit seinem Klappstühlchen unter dem Arm zum Lindenberg-Sportplatz pilgerte, um dort die Mannen der Sportgemeinschaft von Turbine Weimar um hohen Fußballruhm streiten zu sehen. Doch jetzt hatte mich das Kampffieber offenbar selbst ergriffen. „Turbine Weimar gegen Motor Jena“ stand auf den Plakatanschlagen. Sportklubs und -vereine mit Satzungen im althergebrachten Sinne gab es in der Ostzone auf Grund eines SMA-Befehls schon seit 1945 nicht mehr, doch wurde der Sport als solcher im staatlichen Rahmen gewaltig gefördert. Die unmittelbar der Aufsicht des Regimes unterstehenden Sportgruppen erhielten dann entsprechend dynamisch klingende Bezeichnungen wie 'Aktivist', 'Fortschritt', 'Empor', 'Vorwärts', 'Traktor', 'Lokomotive' oder eben 'Motor' und 'Turbine'. Daß ihnen Begeisterung und Fanatismus der Fußballanhängerschaft genauso entgegenwogten wie den klassischen Vereinsmannschaften von einst, konnte ich an diesem Sonntag eindrucksvoll erleben. Jena stand in der Tabelle ziemlich obenan und ging als hoher Favorit ins Treffen. Nun, es gab allerlei packende Szenen zu sehen, die jegliche besorgten Gedanken an die erkaltenden Zehenspitzen schon im Keim erstickten. Da ich die Lokalgepflogenheiten nicht kannte, hatte ich mich - wie sich alsbald herausstellte - von einem stattlichen Trupp Jenaer Schlachtenbummler völlig einkeilen lassen, die ihre Mannschaft vielstimmig und enthusiastisch anfeuerten. Als wider Erwarten Weimar den ersten Treffer des Tages erzielt hatte, klatschte ich anerkennenden Beifall, erntete dafür aber recht übelwollende Seitenblicke meiner Nebenleute. Beim zweiten Tor der Platzbesitzer wagte ich trotz innerster Genugtuung keine Hand zu rühren aus Furcht, von den in Harnisch geratenen Jenensern mit Puffen und Rippenstößen eingedeckt zu werden. Doch nach dem dritten Treffer, der Weimars Sieg sicherstellte, hätte selbst mein aufreizendster Jauchzer nicht im geringsten gegen das ohrenbetäubende Wutgeheul der tiefempörten Nachbarstädter andringen können, die ihren eigenen Schlußmann aus Leibeskräften ausbuhten: "Diese Flasche! Das is' keen Torwart mehr! Raus, raus mit der miesen Krücke!!!"

Mittlerweile hatten wir unser Programm für die Feiertage zurechtgelegt und uns entschlossen, über Weihnachten zu meinen Eltern nach Waldenburg, über Silvester/Neujahr zu den Schwiegereltern nach Markkleeberg zu reisen. Zuvor wollten wir uns noch eine persönliche Weihnachtsfreude gönnen und unseren beiderseitigen großen Wunsch erfüllen: den Erwerb eines Radioapparates. Nachdem wir im HO-Kaufhaus in der Schillerstraße die wenigen ausgestellten Modelle durchmustert hatten, entschieden wir uns am Dienstag, 21. Dezember, für einen Olympia des Sachsenwerkes Niedersedlitz, der mit 380.- Mark zur mittleren Preisklasse gehörte. Verglichen mit hiesigen modernen Geräten wirkte er freilich ziemlich ungefüge und erreichte auch längst nicht deren Tonqualität.

Da wir indessen gar nicht die Möglichkeit hatten, solche Vergleiche zu ziehen, fuhren wir nach dem Kauf als glückliche Besitzer in unser kleines Heim, das mit dem Rundfunkgehäuse eine wesentliche Vervollkommnung erhielt und akustisch nunmehr auch die große Welt in sich aufnehmen konnte. Der Zufall wollte es, daß die erste zusammenhängende Sendung, die wir noch am gleichen Abend empfangen, dem Leben und dem Werk Peter Tschaikowsky gewidmet und von den Klängen seiner 6. Sinfonie umrahmt war, denen wir vor wenigen Tagen erst unter der meisterhaften Stabführung Hermann Abendroths im Nationaltheater gelauscht hatten.

Unsere Fahrt in den Heiligen Abend verlief romantisch. Bis zum Mittagessen mußten wir in unseren Betrieben noch arbeiten. Kurz nach 15 Uhr sollte der D-Zug nach Chemnitz fahrplanmäßig in Weimar eintreffen, doch erreichte er die Goethestadt bereits um etliches verspätet. Während aus den Abteillautsprechern, die man zwar leiser drehen, doch nie ganz abschalten konnte und die des öfteren auch zur politischen Volksaufklärung verwendet wurden, diesmal harmlose Volksweisen ertönten, tanzten draußen lustig die Schneeflocken. Hinter Jena und hinter Gera hatten die beiden braunkohlengespeisten Dampfloks jeweils mächtig zu ziehen. Die vollbesetzten Waggons und das herrschende Schneegeästör sorgten für weitere Verspätung. In Glauchau langten wir schließlich erst nach 19 Uhr an. Unser Anschluß-Bus war längst davongebraust. Die nächste Fahrtmöglichkeit bestand wohl erst in der 11. Stunde nachts. Da hielten wir es für richtiger, trotz der Unkosten ein Taxi zu nehmen. Allerdings warteten mit uns auch noch andere Leute, und im Augenblick waren die wenigen einsatzbereiten Wagen alle unterwegs. Als endlich die Reihe an uns kam, mußten wir erfahren, daß die Gesauer Muldenbrücke für den Verkehr gesperrt war. So konnten wir unser Ziel nur in weitem Bogen auf einer ungewöhnlichen Umgehungsstrecke über Niederlungwitz, Ebersbach, Grumbach, Callenberg erreichen. Keine Autos begegneten uns. Auf den Zweigen der Bäume und Büsche hing eine dichte Schneedecke. Es sah zauberhaft aus. Und als der Wagen den Callenberger Berg hinab auf das lichterglänzende Waldenburg zuglitt, war es fast so wie im Weihnachtsmärchen und wie biedere Postkartenbildner das Christfest darzustellen beliebten. Was gab es dann für eine Freude bei den Eltern wie bei uns nach dem verzögerten, aber doch glücklich noch zustande gekommenen Wiedersehen! Nach dem Abendessen zündeten wir die Kerzen des Christbaumes an und warteten mit unseren gegenseitigen Geschenken auf. Elfriede und ich freuten uns besonders über eine - durch eine Mittelsperson aus Westberlin besorgte - Eßbesteckgarnitur, die unserem Haushalt noch gefehlt hatte.

Am 1. Weihnachtsfeiertag besuchten Elfriede und ich nicht die ortsübliche und von den meisten Gemeindegliedern mit traditionsbewußter Zähigkeit begangene Christmette früh um 6 Uhr, sondern gönnten uns lieber noch ein wenig Schlaf. Leider schmolz die Schnee Herrlichkeit vom Vortag rasch wieder dahin. Straßen und Wege waren total vermatscht, so daß wir keinen Schritt vor die Hausschwelle setzten. In der Weihnachtsstube ließen wir es uns behaglich sein. Am Abend führte uns mein Vater ein paar Schmalfilmstreifen im Kirchgemeinderaum vor. Am 2. Feiertag statteten wir den Bewohnern des Hintergebäudes vom Pfarrhaus einen Besuch ab, doch erhielten umgekehrt auch meine Eltern Besuch aus der Gemeinde. So verging dieser Tag bei reger Unterhaltung. Zum Glück hatten uns unsere beiden Dienstherrn - allerdings nur gegen entsprechendes Vor- bzw. Nacharbeiten - gestattet, erst am Montag, 27. Dezember, mittags wieder in der Arbeitsstätte zu erscheinen, so daß wir den Vormittag für die Rückreise verwenden konnten und uns nicht schon am Nachmittag des 2. Feiertages in den Zug zu setzen brauchten.

Als wir am nächsten Abend vom Dienst zurückkehrten, lagen vor der Haustür 15 Zentner Briketts und einige Kastenladungen Holz. Wegen der dringend benötigten Lieferung hatten wir uns beim Kohlenhändler während der letzten Wochen fast die Hacken abgelaufen. Nun galt es, sogleich zuzufassen und trotz Dunkelheit die kostbaren Rohstoffe unter Dach und Fach zu bergen - bei dem winzigen

Lattenverschlag, der uns im Kellergang zur Verfügung stand, ein kleines Kunststück.

Unsere Freude auf das Wiedersehen mit den Markkleeberger Eltern hatte insofern einen Dämpfer erlitten, als mein Schwiegervater wegen starker körperlicher Abnutzungserscheinungen schon seit Wochen nicht mehr seiner beruflichen Arbeit nachgehen konnte und gegenwärtig zur Beobachtung im Krankenhaus lag. Da dieses nur am Nachmittag seine Pforten für Besucher offen hielt, mußten wir leider den Altjahresabend ohne ihn verleben. Es versteht sich, daß wir aus diesem Grunde nur sehr verhalten feierten und es bei einem harmlosen Glühpunsch bewenden ließen. Kurz nach 23 Uhr brachen wir mit meiner Schwiegermutter vom Mietshaus in der Crostewitzer Straße auf und wanderten durch die nebelfeuchte Nacht zur Markkleeberger Auenkirche. Der schöne Brauch, die Jahreswende im kirchlichen Raum mit Chorälen, Lesungen, Predigt und Gebet zu begehen, bestand in dieser Gemeinde noch nicht allzu lange, erfreute sich aber reger, wenn auch nicht allzu zahlreicher Teilnahme. In der ihm eigenen gediegensten Predigtweise ließ Pfarrer Keil in den letzten Minuten vor Mitternacht noch einmal die kirchliche Losung des zu Ende gehenden Jahres aufleuchten: "Jesus Christus spricht: 'Ich bin das Brot des Lebens'." Nach den 12 Glockenschlägen und einem anschließenden stillen Gebet widmete er seine weiteren Betrachtungen der neuen Jahreslosung: "Jesus Christus spricht: 'Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!'" (Matth. 9,37-39). Unter freudigen und ermunternden Orgelklängen verließen wir das auch mir nun so vertraut gewordene Kirchlein und lenkten unsere Schritte an der Pleißenau entlang heimwärts. Für eine Neujahrsnacht herrschte ungewöhnliche Stille. Zonenbewohner hatten damals noch keine Möglichkeit, Raketen und Knappkörper abzufeuern. Doch torkelten uns auch keine Angetrunkenen oder sonstige Radaumacher über den Weg. Friedlich und gesammelt gingen wir in das Jahr 1955 mit der stillen Frage im Herzen: Was wird es uns wohl bringen? Eine bessere Antwort aber, als unser Trauspruch sie darreicht, wußten wir uns nicht zu geben:

"Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!"



Abbildungen

Gräber - Schied (links) und Gosther Gertehime
mit einem runden Felsberg (unten)





Weimar - Schloß (oben) und Goethes Gartenhaus
mit meinem täglichen Dienstweg (unten)



Goethe's Gartenhaus



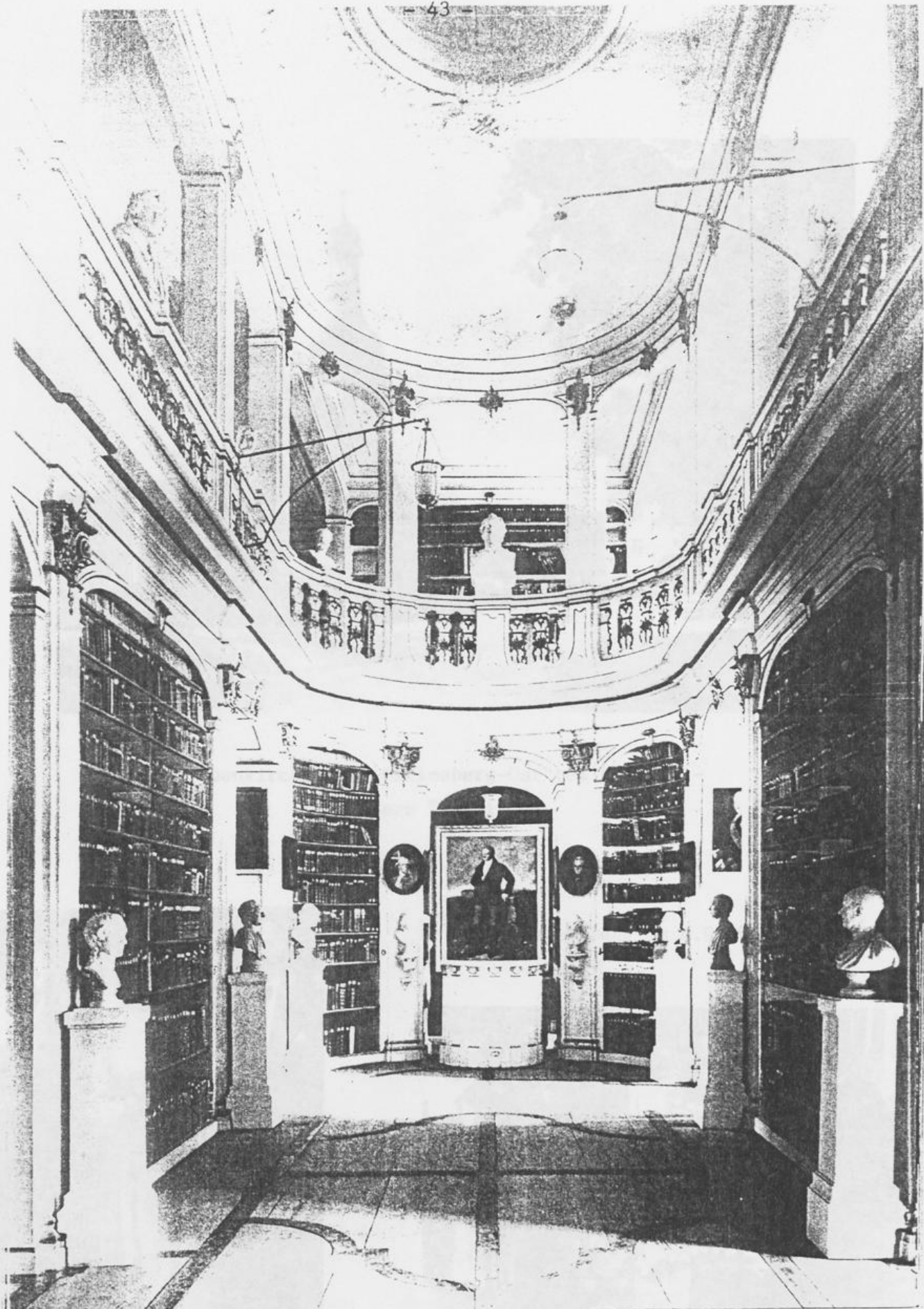
Weimar - Vorm. Thüring. Landesbibliothek (Ansicht von der Parkseite)



O. An meinem Arbeitsplatz

U. Dr. Ferdinand Gaudek
bei der Lesesaal-Aufsicht





Weimar - Vorm. Thüringische Landesbibliothek

Großer Saal



Auenkirche in Markkleeberg-Ost bei Leipzig -
unsere Traukirche



Vermählung am 4.9.1954



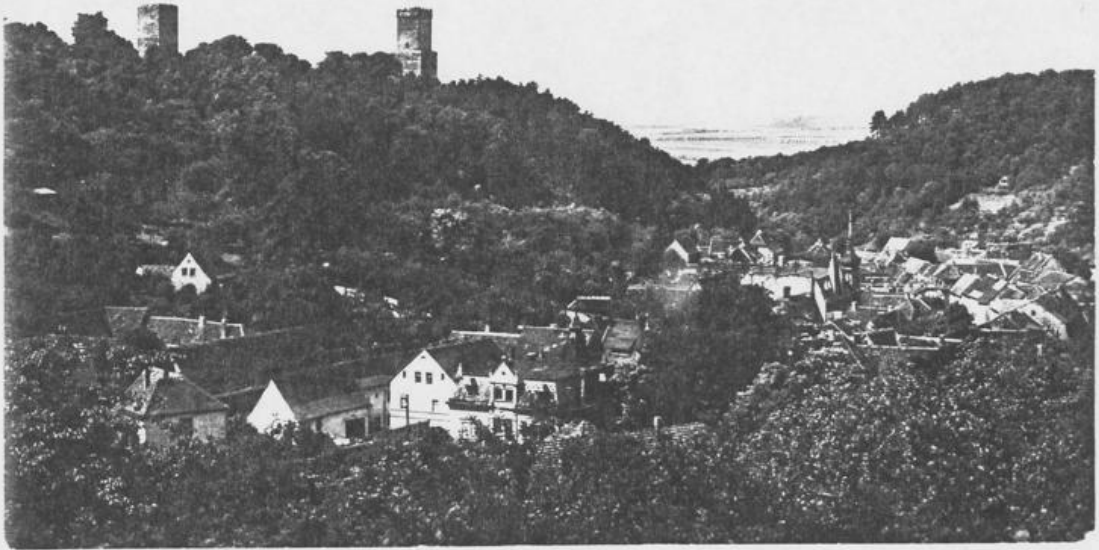


In Manebach (Thüringer Wald)
Sept. 1954

Bodelschwinghstraße
in Oberweimar



Unser Wohnhaus
Bodelschwinghstr. 87



Eckartsberga mit Burgruine



Waldenburg in Sachsen,
vom Callenberger Berg aus gesehen

